

MATERIALIENBAND 1

Vorträge aus der Frankfurter Frauenschule
Facetten feministischer Theoriebildung

MATERIALIENBAND 1

Vorträge aus der Frankfurter Frauenschule Facetten feministischer Theoriebildung

Vorwort	5
Christel Eckart Töchter in der 'vaterlosen Gesellschaft' Das Vorbild des Vaters als Sackgasse zur Autonomie	7
Ulrike Schmauch Entdämonisierung der Männer - eine gefährliche Wende in der Frauenbewegung?	33
Dörthe Jung Körper - Macht - Spiele Unökonomische Gedanken zu weiblichen und männlichen Körper-Präsentationen in öffentlichen Räumen	41
Ulrike Teubner Zur Frage der Aneignung von Technik und Natur durch Frauen - oder der Versuch, gegen die Dichotomien zu denken	53
Barbara Rendtorff Macht und Ohnmacht - Liebe und Kampf zwischen Müttern und Kindern	69
Über die Frankfurter Frauenschule	87
Über die Autorinnen	91

Herausgeber:

Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für
Frauen -SFBF- e.V.,
Hamburger Allee 45, 6000 Frankfurt/M. 90, Tel. 069-772659

Verlag: Selbstverlag

Druck: Zypressen, Frankfurt

Copyright bei den Autorinnen.

Vorwort

Materialienband 1 ist der erste Band einer längeren Reihe von Aufsatz-Sammlungen, die wir in den nächsten Jahren in loser Folge veröffentlichen werden (der zweite Band erscheint im November 1987).

Das verbindende Element in diesen -ansonsten recht unterschiedlichen- Aufsätzen ist die Tatsache, daß sie alle als Vorträge an der Frankfurter Frauenschule gehalten wurden (teils in der jeweiligen Vortragsreihe eines Semester-Programms, teils auch auf einer der jährlichen Sommer-Wochen).

Die Frankfurter Frauenschule ist ein besonderer Ort insofern, als dort in einem nicht-universitären Rahmen für einen überwiegend nicht-akademischen Teilnehmerinnen-Kreis neben einem großen Angebot an diversen Kursen und Gruppen* auch kontinuierlich frauenpolitische und feministische Theorie-Diskussionen geführt werden.

Frauen aus unterschiedlichen Forschungs- und Arbeitsbereichen stellen ihre Arbeitsergebnisse, Thesen, Fragen zur Diskussion - und so unterschiedlich diese jeweiligen Personen, ihre Arbeitsgebiete und der Ort ihrer Auseinandersetzung sind, so unterschiedlich sind die Vorträge in Ansatz, Form, Herangehensweise.

Die Lebendigkeit der Diskussion und Auseinandersetzungen in der Frauenschule spiegelt auch den derzeitigen Stand der feministischen Debatte wider. Wir erleben diese De-

* Eine kurze Projektbeschreibung der Frankfurter Frauenschule findet sich hinten in diesem Band.

batte - Frauenforschung, öffentliche und interne Diskussion - als recht veränderlich, schnelllebig, eben: facettenreich. Viele gute Gedanken, viele spannende Ansätze bleiben aber privat, in kleinem Rahmen und können erst in einem 'fertigen' Stadium (wenn überhaupt) veröffentlicht und damit diskutierbar werden, wo die aufregenden, widersprüchlichen, streitigen Elemente und Gedanken längst nicht mehr so spürbar sind, sich längst nicht mehr so produktiv darbieten, wie zum Zeitpunkt der unmittelbaren Auseinandersetzung.

Deshalb sind Vorträge/Aufsätze ein so ideales Medium für die feministische Debatte. Sie sind flüchtig, kurzlebig, sie können sich Vorläufigkeiten leisten, können sich leisten, zuzuspitzen, anzudeuten, stehenzulassen. Deshalb haben sie einen so hohen Gebrauchswert.

Und deshalb liegt uns so sehr daran, solche Vorträge, die sich anbieten als Anregung für die Diskussion, zum Streiten, Verwerfen und Weiterführen, auch über die Frauenschule hinaus zugänglich zu machen - und damit zugleich einen Teil dazu beizutragen, die Diskussionen und Erkenntnisse der Frauenbewegung zu dokumentieren und zu verbreiten.

Aus diesem Grunde auch wird diese Reihe im Selbstverlag veröffentlicht und vertrieben - alles andere wäre zu aufwendig, zu langwierig und zu teuer.

Die Herausgeberinnen
Mitarbeiterinnen der
FRANKFURTER FRAUENSCHULE

PS: Wir sind immer interessiert an Frauen, die in unseren Vortragsreihen oder Sommerwochen ihre Arbeiten zur Diskussion stellen wollen - Ihr erreicht uns in 6000 Frankfurt/M. 90, Hamburger Allee 45, Tel. 069-772659.

Christel Eckart

Töchter in der 'vaterlosen Gesellschaft'. Das Vorbild des Vaters als Sackgasse zur Autonomie.

1. Welche gesellschaftlichen Kräfte schieben Frauen in die Nähe männlichen Sozialverhaltens?

Das soziale Verhalten von Frauen hat sich nach dem Zweiten Weltkrieg innerhalb weniger Generationen stark verändert. Es hat öffentlich eine Vielgestaltigkeit angenommen, die nicht in allen Anteilen neu oder noch nicht gelebt war, die aber unter den Wertmaßstäben polarisierter Vorstellungen von den sozialen Geschlechtscharakteren vorher nur als Abweichungen erlebt wurden. Neben den äußeren, gesellschaftlich sichtbaren Veränderungen haben sich eingefleischte Maßstäbe für weibliche und männliche Eigenschaften, Fähigkeiten und Verhaltensweisen weiter erhalten und verallgemeinert, die in einem tiefgreifenden 'Arrangement der Geschlechter' (D. Dinnerstein) wurzeln und sich stets aufs neue reproduzieren.

In der Sozialpsychologie verfolgen feministische Theorieansätze die Prozesse, unter denen die Fähigkeiten zu kognitiv-intellektueller und zu emotional-affektiver Differenzierung geschlechtsspezifisch geformt und verteilt werden. In den sozialen Vorstellungen von den Geschlechtscharakteren sind beide Fähigkeiten unterschiedlich stark ausgeprägt und werden gesellschaftlich unterschiedlich bewertet und sanktioniert (vgl. K. Hausen 1976).

Die materielle Basis der Geschlechterrollen ist die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die mit der industriell-kapitalistischen Produktionsweise sich verfestigte. Nancy Chodorow beschreibt in ihrem Buch "Das Erbe der Mütter" (der amerikanische Titel "The Reproduction of

Mothering" gibt ihre Absicht zutreffender wieder) in einer Verknüpfung soziologischer und psychoanalytischer Perspektiven, wie eine historisch bedingte Form von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung zu verschiedenen Persönlichkeitsstrukturen und Mustern von Identität führt und wie die persönliche Verarbeitung des hierarchischen sozialen Geschlechterverhältnisses die bestehende Form der Arbeitsteilung reproduziert.

"Die Psychoanalyse macht deutlich, wie durch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Familie, in der Frauen müttern, das Geschlecht eine historisch und sozial spezifische Bedeutung erhält. Die Ausstattung von Frauen und Männern mit spezifischen Persönlichkeiten, Bedürfnissen, Abwehrmechanismen und Fähigkeiten schafft erst die Bedingung für diese geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und trägt zur Reproduktion eben dieser Form der Arbeitsteilung bei. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ist die Ursache der Geschlechtsunterschiede und wird selbst wiederum durch diese reproduziert." (Chodorow 1985, S. 55)

Die zunehmende, längerfristige Berufstätigkeit von Frauen wurde von deren Gegnern stets im Zusammenhang einer möglichen Gefährdung der traditionellen Arbeitsteilung problematisiert. Die formale Annäherung der sozialen Biographien von Frauen an die von Männern in der Berufstätigkeit beeinflusst entgegen jenen konservativen Befürchtungen offenbar nicht unmittelbar die sozialpsychologischen Mechanismen der Reproduktion des Geschlechterverhältnisses, die Chodorow beschreibt. Im Gegenteil können die Erfahrungen einer beruflichen Sozialisation, die kognitive Einübung in die Maximen formal-rationalen Handelns im Berufssystem bei einigen Frauen das "Erbe der Mütter" erneut erstrebenswert erscheinen lassen, wenn es zuvor zugunsten einseitiger beruflicher Lebensplanung beiseite geschoben wurde.

Eine komplementäre Entwicklung ist bei Männern nicht zu erwarten. Zum einen entspricht dem gesellschaftlichen Druck, der Frauen auf den Arbeitsmarkt drängen läßt - sowohl aus ökonomischen Gründen wie auch aus Motiven, der Isoliertheit der Ehe und Kleinfamilie zu entkommen -, kein analoger Druck, der Männer in die Reproduk-

tionsarbeit schöbe. Zudem entspricht der öffentlich organisierten Ausbildung und beruflichen Sozialisation der Frau zur Arbeitskraft auf dem Markt entlohnter Arbeit keine Sozialisation des Mannes zur dauerhaften liebevollen Fürsorglichkeit als Vater und Ehemann. Im Gegenteil wird bei einer Verunsicherung der sozialen Identität, wie Männer sie durch die Erosion des Musters dauerhafter Berufstätigkeit und traditioneller Formen der Ehe zu verarbeiten haben, das "Erbe der Väter" einen Teil der Männer in neue Formen des monadischen Individuums treiben, da die Ablehnung von Fürsorglichkeit und aktiver emotionaler Zuwendung wesentlicher Teil der Entwicklung des männlichen Sozialcharakters ist und weil in einer Identitätskrise zunächst die alten Strukturierungen zum Selbstschutz reaktiviert werden. Sich auf das Erbe der Mütter zu besinnen, bedeutete für Männer eine doppelte Verunsicherung: eine Relativierung der dominanten, gesellschaftlich sanktionierten männlichen Leistungs- und Berufsorientierung und eine Reintegration der abgewerteten und in den Frauen ausgegrenzten Bedürfnisse und Fähigkeiten der Zuwendung, Fürsorge und Pflege in die eigene Persönlichkeitsstruktur.

Durch die Polarisierung der Geschlechtsrollen in der Familie zu sich ergänzenden und nicht austauschbaren Aufgaben, Fähigkeiten und Eigenschaften wird eine wirkliche Angleichung der Rollen von Frauen und Männern im Beruf verhindert. Der Schein formaler Angleichung der Biographien von Frauen und Männern täuscht über jene grundlegende Differenz hinweg.

"Die ursprüngliche Trennung und der Antagonismus zwischen den Geschlechtern in unserer Gesellschaft ist nämlich keineswegs aufgehoben, sondern generalisiert und findet ihre Fortsetzung in einer objektiven, verallgemeinerten Ablehnung der mütterlichen Pflege ebenso wie in der ungebrochenen Vorherrschaft des instrumentellen Handelns. Diese Sachlage sollte eher als Patriarchat ohne Vater, denn als vaterlose Gesellschaft begriffen werden. Die väterliche Autorität erreichte die Hervorbringung des monadischen Individuums und dessen instrumentelle Orientierung durch die Polarisierung der Autonomie und Gegenseitigkeit, Aktivität und Pflege als geschlechtsspezifischen Aspekten." (J. Benjamin 1982, S. 431)

Treten Frauen in Beruf und politischer Öffentlichkeit in den Geltungsbereich universalisierter Leistungsnormen, geraten sie unter den Druck, die Wertorientierungen der Privatsphäre, die sie in ihrer Geschlechtsidentität gleichsam verkörpern, selbst hinten zu stellen oder zu instrumentalisieren. Dem Dilemma der Selbstwertschätzung als Frau, der möglichen Krise der weiblichen Identität können Frauen nach dem Muster der "Identifikation mit dem Aggressor", der Identifikation mit den Ansprüchen des Stärkeren oder durch eine bewußte Hinwendung zu jenen als weiblich oder mütterlich apostrophierten Wertorientierungen zu entgehen suchen. Die persönliche Balance zwischen den gesellschaftlich polarisierten Orientierungen kann nur im reflektierten Bewußtsein um den sozialen Preis und den persönlichen Gewinn des individuellen Arrangements gelingen, in einem Bewußtsein, das die Polarisierung der Orientierungen als gesellschaftliche erkennt, die individuell nie vollständig aufgehoben, sondern stets nur prekär kombiniert werden kann.

Weder die Analyse einer Berufsorientierung noch die einer Familienorientierung kann nach einem vorgegebenen Maßstab gelungener Integration in die eine oder andere Institution vorgehen, ohne dabei den sozialen Preis und den persönlichen Verzicht auf den je anderen Weg zu berücksichtigen. Die Sozialisation von Frauen in die Berufstätigkeit zeigt durch den Vergleich mit ihren tatsächlichen oder auch nur zugeschriebenen "Kontrasttugenden" (Habermas 1981, S. 579) noch die Verbiegungen, Verzichte und auch Hoffnungen auf Selbstentfaltung auf dem Weg in die soziale Existenzform als entlohnte Arbeitskraft. Frauen als historische Neulinge auf dem Arbeitsmarkt und als ursprünglich für die Privatsphäre zuständige, mit anderen Werthaltungen ausgestattete, erfahren und erleiden vielfach noch den Verzicht und die Kosten, die die Anpassung an das Berufssystem erfordern. Sie haben persönlich und als soziale Gruppe den Vergleich mit den Möglichkeiten eines anderen Lebens, auch wenn diese Möglichkeiten in den Institutionen Ehe und Familie gefesselt sind. Für Männer ist dagegen der "eindimensionale Mensch" (Marcuse) als Berufstätiger seit Generationen Standard ihres sozialen Verhaltens, das an seine Kosten nur noch von außen erinnert werden kann. Männer halten ihre Maßstäbe beruflicher Orientierung den

Frauen vielleicht deshalb so unerbittlich entgegen, weil diese als Neulinge im Berufssystem und als Verkörperung jener Kontrasttugenden zum männlichen Wertesystem sie an die verdrängten Kosten, Leiden und Verbiegungen in der eigenen Anpassung erinnern könnten.

Der Druck zur Anpassung der Reproduktionsbedingungen an die Erfordernisse des Berufslebens ist an den Frauen in actu zu verfolgen. Die Notwendigkeit lastet zunächst auf den Frauen, sich neben der Berufstätigkeit ein dazu komplementäres eigenes Privatleben zusätzlich zu schaffen. Denn in der gesellschaftlichen Organisation der geschlechtlichen Arbeitsteilung fehlt in den herkömmlichen Formen von Ehe und Familie die Person, die für die berufstätige Frau die komplementäre Rolle im Privatleben spielte und die Kontrasttugenden verkörperte. (Historisch haben nicht (Ehe)Männer diese Funktion für berufstätige Frauen übernommen, sondern Frauen für Frauen: in der Form, daß Mütter ihre berufstätigen Töchter unterstützen oder in gegenseitiger Hilfe in Frauenwohngemeinschaften.) Das gesellschaftliche Problem der komplementären Organisation von Produktion und Reproduktion wird in der Lebensführung der einzelnen berufstätigen Frau wie in einem Brennpunkt konzentriert. Ihre Probleme werfen daher ein Licht auf die Randbedingungen männlicher Berufstätigkeit, die die Gesellschaft durch geschlechtliche Arbeitsteilung zu sichern sucht und die der einzelne Mann bei seinem Berufsweg nicht zu besorgen braucht, solange er seine Beziehungsfähigkeit bis zur Eheschließung noch nicht gänzlich verloren und solange die berufliche Sozialisation der Frauen die Beziehungsfähigkeit nicht ausgetrieben hat oder die Erfahrungen im Berufssystem die Frauen sogar zum "Erbe der Mütter" zurücktreibt.

2. Die wachsende Bedeutung des Vaters als soziales Vorbild für das Mädchen und die jugendliche Frau

In Gesprächen mit qualifizierten Frauen in Teilzeitarbeit fragten wir danach, welche Einflüsse ihre Erwartungen und Vorstellungen von Berufstätigkeit als Jugendliche geprägt hätten und welchen Vorbildern und Zielvorstellungen sie gefolgt seien. (1) Die meisten gingen in ihren Ant-

worten weit in die Jugendzeit und Kindheit zurück. In ihren heutigen Schilderungen und Selbstinterpretationen wurde deutlich, welches Gewicht sie selbst ihrer emotionalen und kognitiven Entwicklung beimessen. Die folgenden Darstellungen konzentrieren sich auf die Schilderungen von Frauen, die ihre intellektuelle Entwicklung betonen und den Einfluß des Vaters in ihrer Biographie. Die unerwartet ausführlichen und zum Teil heftigen Schilderungen des Vater-Tochter-Verhältnisses waren Anlaß, seiner sozialpsychologischen Bedeutung theoretisch nachzugehen, um eine Ergänzung der theoretisch besser aufgearbeiteten Mutter-Tochter-Beziehung anzuregen.

Es galt zunächst, in den biographischen Schilderungen herauszufinden, was berufliche Orientierung für die befragten Frauen bedeuten kann, wenn sie nicht von vornherein am idealtypischen Muster männlicher Berufsausübung gemessen wird. Verfolgen wir die Entstehung von Berufsorientierungen bis in die Schilderungen der Jugend und Kindheit hinein, dann wird deutlich, daß auch dort Tendenzen einer äußeren Angleichung von Mädchen und Knaben in den Wegen der Schulbildung und im Wunsch der Mädchen nach einer Berufsausbildung sich abzeichnen, auch wenn beides noch immer im Zweifelsfalle beim Mädchen weniger konsequent praktisch unterstützt wird. Diese Wege und Orientierungen, zumeist weniger mit konkreten Berufsbildern als vielmehr mit empathischen Vorstellungen von Bildung und Selbstentfaltung verbunden, können zu einer Ablösung aus dem Elternhaus und zum Wechsel vom Status der Jugendlichen in den der Erwachsenen führen, die neben oder an die Stelle der traditionellen Form des Statuswechsels durch Heirat und Mutterschaft stehen kann.

Wir können in den Interviews nicht verfolgen, warum die Befragten im einzelnen eher das "Erbe der Mütter" beibehalten oder eher den beruflichen Weg zur Selbständigkeit wählen. Wir können jedoch festhalten, welchem Weg die Frauen subjektiv in ihren Jugendbiographien mehr Bedeutung beigemessen haben und welche Vorstellungen sie damit verbanden. Eine frühe Abkehr von der erlebten Rolle und Lebensweise der eigenen Mutter geht häufig einher mit kognitiv intellektuellen Strategien der Distanzierung vom Elternhaus, die durch eine frühe Orientierung

am Vater als Bezugsperson und Repräsentanten für außerhäusliche Aktivität gestützt werden kann. Der Vater ist dabei nicht konkretes Vorbild für einen bestimmten Beruf oder Lebensstil, vielmehr kann er Gegenpol für eine intellektuelle Orientierung des Mädchens werden, das zunächst nur weiß, was es nicht will: so leben wie die Mutter. Dieser negativen Formulierung entspricht keineswegs eine positive im Hinblick auf den Vater. Keine Frau wünschte sich, so zu werden wie der Vater. Allenfalls wünschten einige sich einen Mann, der sein sollte wie der Vater.

Es scheint bezeichnend für die Nachkriegsgeneration und vor allem für die Jüngeren unter den Befragten, daß kein Elternteil (mehr) eine eindeutige Orientierung für das eigene Leben abgeben kann. Die häufig eindeutige Abgrenzung vom Leben der Mutter betrifft nur den Teil, den die Tochter in der Familie miterlebte. Die Kritik an einer mangelnden selbständigen Lebensführung der Mutter hindert die Tochter nicht, an deren vorehelicher Berufstätigkeit anzuknüpfen und die Unterstützung der Mutter für die eigene Ausbildung in Anspruch zu nehmen, mit der diese ihre frühere Berufsorientierung gleichsam an die Tochter weitergibt. Kritisiert wird an den Müttern, die ihre Berufstätigkeit mit der Ehe aufgegeben haben, vor allem die Bereitschaft, danach die zur Lebensführung des Vaters komplementäre Rolle zu übernehmen. (Das kann theoretisch auch für berufstätige Mütter zutreffen, die zu Hause die Haus- und Ehefrauenrolle weiter spielen.) Beurteilt werden dabei nicht die Leistungen dieser Komplementärrolle selbst, verurteilt wird vielmehr deren gesellschaftlich untergeordneter Status, in dem auch das Verhalten der Mutter als Unterordnung erlebt wird.

Dagegen bietet das Verhalten des Vaters nicht schlicht die bessere Alternative. Er hat zwar sozial den besseren Status und ist häufig die Person, um deren Anerkennung die Tochter ringt, aber eben nicht in einer einfachen Imitation seines Lebensweges. In der Familienkonstellation ist eine Orientierung am Vater, oder allgemeiner gesagt: eine zunächst unkritischere Haltung gegenüber den Anforderungen, die der Vater verkörpert, für das Mädchen Mittel zur absichtsvollen Distanzierung von der Rolle der Mutter.

Die Art, den eigenen Lebensweg als Erwachsene weiter zu gestalten, hängt davon ab, wie diese jugendliche Orientierung am Vater, die die eigenen Schritte zunächst auf den Berufsweg führen können, verarbeitet wird, wie neben der bewußten kognitiv-intellektuellen Anlehnung und Differenzierung in bezug auf den Vater auch die emotionale Beziehung zu ihm bewußt bewältigt und ins Selbstbild integriert wird. Strategien kognitiv-intellektueller und instrumenteller Distanzierung von der Mutter und schließlich vom Elternhaus, die in einer Berufsorientierung münden können, bleiben einseitig und unvollständig. Damit ist weder zugleich die emotionale Ablösung gelungen, noch können die Bedürfnisse nach Zuwendung, Pflege und Anerkennung ins erwachsene Leben integriert werden, wenn diese mit der mütterlichen Rolle abgespalten und abgelehnt werden. Mit diesen Anteilen ihrer eigenen frühen Biographie werden jedoch auch Frauen mit starker Berufsorientierung im weiteren Verlauf ihres Lebens immer wieder konfrontiert und zwar ähnlich wie Männer durch die Virulenz jener verdrängten Bedürfnisse, aber anders als Männer auch durch die Erwartungen anderer an sie als "mütterliche" Frauen. Eine Abspaltung oder Sublimierung jener unbefriedigten Bedürfnisse kann Frauen nicht in der gleichen fatalen Weise wie Männern gelingen, weil sie in der kindlichen Sozialisation länger mit der Mutter sich identifizieren und weil die sozialen Rollenerwartungen an weibliches, mütterliches Verhalten die Frauen an jenen Anteilen menschlicher Entwicklung ständig konfrontiert. Selbst wenn sie in Reaktion darauf die Ablehnung jener Anteile verstärken, wird ihnen eine Kompensation im Beruf nicht auf die gleiche Weise wie Männern möglich, da sie im herkömmlichen Berufssystem buchstäblich Fremdkörper sind. Unter hohen Kosten, die bis an die Verleugnung der biologischen Geschlechtsidentität heranreichen können, suchen sie dieser Wahrnehmung durch die Augen der Männer zu entgehen.

"Letztlich ist es somit die geschlechtliche Arbeitsteilung, die eine wahre Differenzierung verhindert, denn sie spaltet die Grundantriebe in Aspekte geschlechtlicher Identität. Der Punkt, an dem sich die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung konsolidiert, ist der Ödipuskomplex, der als Ursache für die Herausbildung der Polarität der Ge-

schlechter gelten kann. Mit dem Vater wird die Identifikation sowie die Bekräftigung der Autonomie in Zusammenhang gebracht, mit der Mutter hingegen Liebe und gegenseitige Anerkennung. Jeder Elternteil wird so zum Objekt eines Strebens und, schwerwiegender noch: der Tribut für die Autonomie liegt in der Preisgabe des Liebesobjekts. Somit wird das Objektstreben selbst zurückgewiesen. Verbindungen, die über Pflege und Liebe definiert sind, werden der Aktivität, Autonomie und Selbstbehauptung untergeordnet. Diese Trennung wird nicht auf der ödipalen Ebene eingeleitet, sondern in der ödipalen Phase als geschlechtsspezifische institutionalisiert und durch den ödipalen Vater in ihre endgültige Form gebracht. Der springende Punkt der ödipalen Erfahrung ist der Identifikationsbruch mit der Mutter. Sie hört auf, der Spiegel der eigenen Subjektivität und damit die Bestärkerin der eigenen Autonomie zu sein. Somit steht die Autonomie plötzlich in Opposition zur Pflege. Aus diesem Identifikationsbruch mit der Mutter erwächst sowohl die männliche Individualität als auch die männliche Rationalität. Hier müssen wir den Ursprung des instrumentellen Verstandes suchen. Er entwickelt sich vor allem aus der Identifikation mit dem Vater bei der Ablehnung der persönlichen, prozeßorientierten Formen der Sorge, Pflege und Aufrechterhaltung des Wachstums Anderer." (Benjamin 1982, S. 441)

3. Die sozialpsychologische Funktion des Vaters für die Abgrenzung von der Mutter und die Grenzen der Identifikation mit ihm

Anders als zu Freuds Zeiten, in denen das soziale Leben des bürgerlichen Vaters für die heranwachsende Tochter kein dauerhaftes Modell der eigenen Lebensführung sein durfte und das Mädchen nach der Trennung von der pflegenden Mutter der frühen Kindheit sich dieser auf neuer Entwicklungsstufe wieder als Modell weiblicher Lebensführung zuwenden sollte, ist nun seit mehreren Generationen, verstärkt nach dem Zweiten Weltkrieg, durch die Berufstätigkeit von Frauen eine längerfristige Orientierung an der sozialen Rolle des Vaters auch den Mädchen möglich. Immer mehr Anteile der sozialen Geschlechterrolle des Vaters können auch von Mädchen angestrebt werden,

insbesondere die Berufstätigkeit als soziales Handeln und sozialer Raum, die aus den Abhängigkeiten von der Mutter und der Familie herausführen. Die soziale Veränderung besteht darin, daß der Vater nicht nur für die Ablösung von der primären Mutterbindung "für das Mädchen zum Symbol der Befreiung aus dieser Abhängigkeit und Verschmolzenheit wird" (Chodorow 1985, S. 159), sondern daß durch die Erweiterung der sozialen Frauenrolle Verhaltensweisen des Vaters auch für die heranwachsende Frau weiterhin eine Orientierung für das eigene Verhalten abgeben können und eine Aufspaltung und Abwertung der traditionellen Rolle der Mutter begünstigen.

Die Hinwendung des Mädchens zum Vater hat psychisch die Funktion, die Lösung von der übermächtigen, versorgenden Mutter und die Differenzierung eines Selbst möglich zu machen.

"Der Vater ermöglicht ihm auch entschiedenere Objektdifferenzierungen. In seinem Kampf um Befreiung aus der primären Identifikation kann sich das Kind selbst schlechter mit der Mutter vergleichen als den Vater mit der Mutter oder die Mutter mit anderen wichtigen Personen, zu denen sie ein Verhältnis hat. Durch diese Vergleiche wird die Begrenztheit der Mutter und ihre Existenz als separates Wesen deutlich. Der Vergleich offenbart aber auch die besonderen Qualitäten der Mutter - die Entdeckung des Kindes, daß es nicht von der ganzen Welt umsorgt wird, verstärkt in seinen Augen noch die Einmaligkeit seiner Mutter." (Chodorow, S. 95)

Die Hinwendung des Mädchens zum Vater ist aber nicht nur eine funktionale, sondern auch eine libidinöse, mit der es sowohl an die gesellschaftlich sanktionierten Inzestschranken als auch an die Andersartigkeit emotionaler Zuwendung durch den Vater im Vergleich zur Mutter stößt. Unterstellen wir die Polarisierung der Geschlechtscharaktere, wie J. Benjamin und C. Giligan sie analytisch getrennt haben, so ist das Modell männlicher Sozialisation das einer Entwicklung durch Trennungen, in der Bindungen als Hinweise erscheinen. Das männliche Selbstbild ist charakterisiert durch Abgrenzung, das weibliche durch Verbundenheit. In der affektiven Beziehung zum Vater lernt das Mädchen die männliche Form von Beziehungsverhalten

kennen, das einen weiteren Schritt in der kognitiven und emotionalen Differenzierung bewirken kann. Die Ablösung des Mädchens vom Vater als Liebesobjekt, der Vorgang, den psychoanalytische Theorien als Lösung des Ödipuskomplexes beschreiben, und die von der Heranwachsenden immer wieder zu beachtende Inzestschranke können bewirken, daß das Mädchen sich mit den väterlichen Verhaltensweisen identifiziert. Durch die Übernahme des männlichen Selbstbildes, durch abgrenzendes und intellektuell betontes Verhalten sucht es dem Vater nahe zu bleiben.

Diese Nachahmung liegt um so näher, wenn die Orientierung am Verhalten des Vaters nicht ausschließlich einer affektiv positiven Zuwendung zu ihm, sondern einer vermeidenden Abgrenzung vom Status der Mutter geschuldet ist. Da die soziale Rolle des Vaters außerhalb der Familie den Frauen nicht mehr völlig verwehrt ist, kann die Ablehnung an das väterliche Verhaltensmodell Frauen bis zur Übernahme instrumenteller, formal-rationaler Standards und zu einer dominanten Berufsorientierung führen. Wie bereits beschrieben, geraten diese Orientierungen jedoch in Konflikt mit den mütterlichen, weiblichen Anteilen der Identität.

Denn anders als seine Brüder kann das Mädchen sich zwar an der sozialen Rolle des Vaters orientieren. Es kann jedoch nie wie dessen Söhne die gesamte Geschlechtsrolle des Vaters, die auch dessen Geschlechtsidentität erfaßt, ausfüllen. Frauen können also die sozialen Anteile der Vaterrolle übernehmen (so wie Männer theoretisch Anteile der sozialen Mutterrolle, die aber wegen ihrer patriarchalen Abwertung nicht erstrebenswert erscheinen), nicht aber die viel umfassendere Männeridentität. Eine betonte Orientierung an väterlichem oder männlichem Verhalten kann aus der Verleugnung des Geschlechtsunterschiedes gespeist werden, der die patriarchale Minderbewertung mütterlichen und weiblichen Verhaltens täglich neue Nahrung liefert. In der Entwicklungsgeschichte des Mädchens kann die vom Vater zurückgewiesene Liebesbeziehung und die gleichzeitige Vermeidung der Mutterrolle zu einer Kränkung und Desorientierung führen, für deren Lösung es keine geschlechtsspezifisch eindeutigen Modelle für die Frau mehr gibt.

"... ihre Freiheit hat kein anderes Bild vor Augen als

den Schrecken, den sie hinter sich läßt. Ohne Methode muß sie sich auf den Weg machen. Das, was sie schon kennt, wird ihr keine Orientierungen geben. Im Gegenteil ... aus Angst vor der Armut der eigenen Geschichte wird sie zur Komplizin des Mannes." (Wysocki 1980, S. 7f.)

Daraus kann eine Orientierung von Frauen am väterlichen, gesellschaftlichen Status verleihenden Verhalten resultieren, die sich unmittelbar an die herrschenden Standards für soziale Anerkennung hält und in den Handlungsmaßstäben daher patriarchaler als der Vater und der Mann sich geriert. Diese Orientierung an herrschenden gesellschaftlichen Standards ist ein übertreibender Ersatz für nicht länger vorhandene eindeutige Geschlechtsrollenmodelle vor allem für junge, heranwachsende Frauen.

Aus der Erosion der sozialen Geschlechterrolle ist jedoch nicht zugleich auf eine Auflösung patriarchaler Autorität zu schließen. Die Autorität wird auch für Frauen abstrakter, damit aber auch unmenschlicher und unerbittlicher in einem Patriarchat ohne Vater. Im Berufsleben geraten Frauen in die Gefahr, Anerkennung nach den dort herrschenden Maßstäben zu suchen, sowohl um sowohl die Unsicherheit nach einem Bruch der Tradition mit der Mutter als auch die Kosten und Anstrengungen des eigenen Lebensweges zu kompensieren. Es ist schwierig, sich aus der Tradition der Mutter zu lösen, in qualifizierten Berufen den Weg einer Pionierin zu gehen und sich dabei weder eines weiblichen Kollektivs zur Unterstützung versichern zu können, noch von der männlichen Umwelt angemessene Anerkennung als Frau für die Kosten des Weges, der den Männern nur als einer der ihren erscheint, zu erfahren.(2)

4. Die Folgen der Vaterorientierung für das Verhalten in emotionalen Beziehungen und im Beruf

Wann immer die so orientierten Frauen dem Mann als Beziehungspartner begegnen, wird das Problem emotionaler Differenzierung virulent, das früh zugunsten kognitiver Differenzierung unbewältigt blieb.

Wenn die mütterlich-weiblichen Anteile der Sozialisation weiter abgelehnt und so mit zunehmendem Alter die entsprechenden Verhaltensweisen auch nicht eingeübt und als

persönlich befriedigend erfahren werden, liegt es nahe, daß die Lösung emotionaler Konflikte beziehungsweise deren Vermeidung weiterhin nach dem "männlichen" Muster durch intellektuelle Distanzierung, Trennung, Abwertung und Steigerung der Anforderungen an sich selbst gesucht werden. Probleme der Zweierbeziehung suchen die Frauen häufig durch erneute oder verstärkte Konzentration auf den Beruf oder auf Weiterbildung in Kursen, zweitem Bildungsweg bis hin zum Studium neben der Berufstätigkeit zu lösen. Der emotionale Kern des Problems bleibt dabei häufig unbegriffen, liefert aber gleichsam die Energie für die intellektuellen Anstrengungen. Der Motor für die intellektuelle Orientierung ist dann ein ähnlicher wie in der männlichen Sozialisation, nämlich die Abkehr von persönlicher Abhängigkeit.

Im Beruf muß das Streben nach Anerkennung für die Anstrengungen der weiblichen Berufsbiographie nahezu notwendig in die Bestätigung herrschender Leistungsstandards führen, denn diese können schwer zugleich angestrebt und in Frage gestellt werden. Das macht Frauen scheinbar so leistungsorientiert und engagiert in den ersten Jahren ihrer Berufstätigkeit, wenn sie nicht zugleich eine Ehe oder Familie aufbauen. Durch diese Identifikation mit den beruflichen Leistungsanforderungen hindurch und über das Streben nach äußerer Anerkennung hinaus führt der Weg zur emphatischen Individuierung und Identitätsfindung über die Erfahrung, Wirkung haben zu können, etwas oder andere in der sozialen Umwelt zu bewegen, das heißt Änderungen nicht nur an sich selbst zu erfahren (auch: zu erleiden), sondern auch selbst zu bewirken (experience of competence as part of autonomy, Fox Keller 1985, S. 98). Die Selbstbestätigung durch diese Erfahrung schließt im Gegensatz zur Anpassung und zum Streben nach Anerkennung die Selbstreflexion auf eigene Absichten und Ziele ein. Als reflektierte Interessen können sie mitgeteilt, konflikt- oder konsensfähig und Gegenstand intersubjektiver Verhandlungen werden. Das ist die Voraussetzung einer emphatischen Individuierung, die durch die emotionale und kognitive Differenzierung in der Herstellung und Anerkennung von Interdependenz sich bildet. Dagegen führt der Weg von der Aggression zur Ablösung, wenn diese bei der Trennung stehen bleibt, in die Gefahren der In-

dividualisierung und repressiven Kollektivierung, in die Unterwerfung und die Zweckrationalität als einem höheren Dritten.

Ihr Verhalten im Beruf beschreiben die intellektuell orientierten Frauen meist als recht puritanisch. Sie sind leistungsorientiert und empfindlich für die Umgangsformen am Arbeitsplatz. Sie registrieren sehr kritisch, was sie als Übergriffe ins Persönliche und aus dem Rahmen sachlichen, beruflichen Verhaltens herausfallend empfinden. Konflikte besonders mit männlichen Vorgesetzten entzünden sich häufig an deren Verhaltensstil und Umgangston, wenn er emotionale Probleme berührt, die im sachlichen beruflichen Diskurs nicht behandelt werden können, den der Vorgesetzte aber aufgrund seiner Position sich zu verlassen erlaubt. Die formalen Kommunikationsformen im Beruf bieten normalerweise einen Schutzwall gegen eine emotionale Begegnung der Geschlechter, den die Frauen, die Privates und Berufliches getrennt halten, um ihr emotionales Gleichgewicht zu festigen, gegen Übergriffe von Kollegen mit berufsimmanenten Argumenten und dem Verweis auf die formalen Spielregeln verteidigen.

Gehen die Verstöße gegen die sachliche Kommunikation von Vorgesetzten aus, sind sie nicht mehr in gleicher Weise wie die von Kollegen zurückzuweisen. Sie treffen dann auch den tieferen Kern des Strebens nach Anerkennung, in der auch die persönlichen Kosten einer Leistung berücksichtigt werden sollen. Die Enttäuschung dieser Erwartung und die Kränkung betreffen die vergebliche Unterordnung unter ein scheinbar gemeinsames Leistungsprinzip, über dessen Inhalte der Vorgesetzte jedoch die Definitionsmacht hat und im Konflikt die vorher versachlichte Autorität wieder als eine persönliche mit ihren Emotionen zu erkennen gibt. Die intellektuelle Differenzierung kann diesen Unterschied nicht verwischen, allenfalls durch Distanzierung erträglich machen, und die direkte Auseinandersetzung ist nach den Verhaltensregeln des Berufes gar nicht zu führen. (Kritik von Frauen an den menschlichen Umgangsformen am Arbeitsplatz wird ihnen stets als Mangel an Sachlichkeit, als ungenügende berufliche Sozialisation ausgelegt.)

Rücksicht und Anerkennung bleiben notwendig willkürlich.

Je mehr "weibliche" Fähigkeiten als "extrafunktionale Eigenschaften" in der beruflichen Kooperation unterm Schleier formaler Rationalität abverlangt werden und je weniger sie als persönliche Leistungen und Verausgabungen bewußt sind, desto empfindlicher werden Frauen für persönliche Kränkungen oder für Bestätigungen ihrer "weiblichen Eigenschaften", desto mehr brauchen sie aber auch selbst Quellen für ihre persönliche Reproduktion. Ihre "ethic of care" (Gilligan) gerät in Konflikt mit dem Leistungsprinzip nach Kriterien formaler Gerechtigkeit und Rationalität, dem sie zunächst als Berufstätige auch zu genügen suchen. Krisen und Kränkungsäußerungen berufstätiger Frauen sind zugleich Hinweise auf Subjektivitätspotentiale, die gegen den männlichen Anpassungsdruck aufbegehren. Sie können sich äußern in Kategorien von Gerechtigkeits- und Würdebewußtsein und bezeichnen Krisenpunkte persönlicher Entwicklung unter dem Druck fortschreitender formaler Rationalisierung der sozialen Biographie. Die Lösung dieser Krisen und bereits die Empfindung der Krise - als persönliches Versagen oder als Anlaß zum Umdenken - hängt vermutlich individuell von der Stärke der weiblichen Tradition in der Sozialisation ab, von der Erfahrung praktischer Frauengemeinschaften und politisch von der Offensive feministischer Deutungsmuster.

Häufiger als ein geradliniger Weg zum Selbstbewußtsein und zur Kritik an der männlichen Bewertungshegemonie ist die Entwicklung, daß Männer, Berufskollegen und Vorgesetzte in ihrer Funktion als patriarchale Anspruchsender, als Herausforderer auf dem Berufsweg der Frauen Bedeutung haben. Ist die angestrebte Karrierestufe erreicht, kommt es häufig zu Konflikten mit den Vorgesetzten, deren Kompetenzen angezweifelt und deren Umgangsformen kritisiert werden. Die vormaligen Herausforderer werden entwertet dadurch, daß die Frauen selbst die höhere Stufe erreicht haben. Die Frauen können sich auf dem Plateau des Erreichten nicht einrichten, weil es ihnen schwerfällt, zu ihrer leistungsorientierung auch die emotionalen Beziehungen einer Zusammenarbeit zu integrieren. Vor ihrer leistungsorientierung können die Vorgesetzten nicht bestehen. Das hierarchische Verhältnis verdeckt nicht das emotionale, das als ein Vater-Tochter-Konflikt aufscheint, der berufliches Verhalten sprengt, beziehungs-

weise mit betonter Leistungsorientierung beantwortet wird. Womit der ursprüngliche Treibstoff der Leistungsorientierung weiterwirken kann.

Ein anderes Muster ist das der rebellierenden Anpassung an die Berufstätigkeit, in der sich scharfe Kritik und hohe eigene Ansprüche zu einer Affirmation des Leistungsprinzips verbinden. Die Betonung, die diese Frauen auf einen "eigenen Weg" gegen die Vorstellungen und Erwartungen des Vaters legen, führt sie zunächst direkt in die Konkurrenz und das Effektivitätsdenken der männlich geprägten Berufswelt. Die "eigenen Wege", die "Umwege" sind eine trotzig Demonstrationsleistung von Eigenständigkeit, die, da sie sich der gleichen Mittel bedient, im Ergebnis dicht bei den väterlichen Vorstellungen liegt. Die intellektuelle, kritische Distanz zu männlichen Karrieremustern führt noch nicht zu einer anderen Praxis. Auf der Suche nach dem "eigenen Weg", wenn er überwiegend in Ablehnung väterlicher Vorstellungen beschränkt wird, sind die Fähigkeiten zur Innovation offenbar gehemmt durch die emotionale Bindung, die hinter dem intellektuellen Protest sich verbirgt.

Die skizzierten Beschreibungen vom Verhalten der Frauen zum Beruf sind genauer zu differenzieren nach der sozialen Herkunft und nach dem beruflichen Status des Vaters. Beruflich qualifizierte Väter der Mittelschicht können selbst Personen sein, mit deren Anforderungen die Töchter sich auseinandersetzen, Anlaß zu oppositionellem Verhalten, in dem die Töchter einen eigenen Weg erproben. Schwieriger ist die Abgrenzung für diejenigen, die aus Familien der Unterschicht heraus durch die eigene Ausbildung den Weg einer sozialen Aufsteigerin gehen. Die Eltern geben der Tochter meist die Einstellung mit, wichtig für ihre Zukunft sei vor allem, etwas zu lernen. Da weder Mutter noch Vater selbst die Ausbildung und den beruflichen Status haben, den sie für ihre Tochter wünschen, ihnen zum Beispiel auch keine konkretere Hilfe bei den Schulaufgaben geben können, bieten sie weder praktisches Beispiel noch Korrektiv für die Vorstellungen vom eigenen Weg. Die Tatsache, daß Väter aus der Unterschicht selber "fremden Herren" dienen, selbst patriarchaler Autorität direkt unterworfen sind, führte bei den befragten Töchtern nicht

zur Abwertung des Vaters, vielmehr zur Vermittlung einer abstrakteren Autorität nach der Art eines "Patriarchats ohne Vater", und zu einer Aufstiegsorientierung, zumindest einer Bildungsorientierung nach dem Muster, daß die Tochter einen sozialen Auftrag der Eltern übernimmt, stellvertretend deren Wunsch nach einem besseren Leben zu verwirklichen.

Die eigene Aufstiegsorientierung, die Ansprüche an die eigene Leistung, wie auch die Erwartungen an die Ausbildung und die Berufstätigkeit können weniger als in der Mittelschicht am Vater als einem konkreten Vorbild oder Vertreter von Ansprüchen abgearbeitet und relativiert werden. Dadurch können auch die Selbstanforderungen unkontrolliert wachsen. Eine Reduktion der Ansprüche ist den Töchtern erschwert, weil sie der Unterstützung der Eltern auch ein Resultat schuldig zu sein glauben. Gebunden an diese innere Verpflichtung, innerhalb der Familie auf sich selbst gestellt mit ihren konkreten Erfahrungen und Problemen der Ausbildung und mit ungewissen Zielen für ihre beruflichen Ansprüche, fällt auch diesen Töchtern aus unteren Schichten die emotionale Trennung vom Elternhaus schwer.

Den vaterorientierten Töchtern aus beiden Schichten scheint die Ablösung aus dem Elternhaus durch einen selbständigen Berufsweg dadurch erschwert, daß dieser Weg überwiegend negativ bestimmt ist: durch den expliziten Wunsch, ein anderes Leben als die Mutter führen zu wollen, also in programmatischer Abgrenzung von der Mutter, aber dann mit zunehmender konkreter Erfahrung in Ausbildung und Beruf auf der Suche nach einem eigenen Weg auch in Abgrenzung vom Vater, die mit Unsicherheit und Schuldgefühlen verbunden sein kann, wenn die Tochter durch die Berufstätigkeit selbst dem sozialen Status des Vaters nahekommt oder ihn gar überholt.

Auch der Einfluß der Mutter auf die Art der Orientierung der Tochter am Vater ist schichtspezifisch geprägt. Die Mütter der Befragten aus der Mittelschicht hatten meist mit der Heirat den Beruf aufgegeben. Dies ist auch der Grund für die Töchter, den Status der Mutter abzulehnen und sich für ihren Weg aus der Familie heraus am Vater zu orientieren, der damit auch zur dominanten Konflikt-

person werden kann. Die Mutter wird in diesen Konflikten als wenig hilfreich erlebt, weil sie gerade das Problem der eigenen Berufstätigkeit dem Vater gegenüber anders gelöst hat: sie gab ihren eigenen Berufsweg auf, um den die Tochter jetzt mit dem Vater ringt. Da in der Mittelschicht Berufstätigkeit stärker mit dem Anspruch von Selbstentfaltung verbunden ist als mit der Notwendigkeit zur Subsistenzsicherung, wird die nicht berufstätige Mutter im Vergleich zum Vater in einem geringerwertigen Status gesehen.

Die Befragten aus der Unterschicht schildern weniger starke Unterschiede in der Orientierung an Vater und Mutter und in der Bedeutung beider für ihren Berufsweg. Ihre Mütter waren zum Teil auch während der Ehe und mit den Kindern berufstätig, und die Hausarbeit hatte ein größeres materielles Gewicht in den Familien, so daß der soziale Status der Mutter im Vergleich zum Vater weniger abgewertet erschien als den von Müttern der Mittelschicht, wenn traditionelle geschlechtliche Arbeitsteilung herrschte, so daß die Orientierung am Vater nicht zusätzlich durch die gewollte Abgrenzung von der Mutter verstärkt wurde. Am Prozeß der Ablösung aus dem Elternhaus waren beide Eltern beteiligt, der Vater mit Ratschlägen für den Beruf, die Mutter mit persönlicher Unterstützung zum Beispiel bei der Stellensuche oder bei der Suche nach der ersten eigenen Wohnung.

Verallgemeinern lassen sich die Schilderungen der befragten Frauen dahin, daß bei denjenigen, deren Mütter Hausfrauen waren, die intellektuelle, die Bildungsorientierung und schließlich eine Perspektive von Berufstätigkeit für die Vorstellung von eigener Selbständigkeit vorherrschend waren und der Vater auf diesem Wege eher die Bezugsperson, sowohl als positive Orientierungshilfe als auch im Ringen um eine eigene Form des Berufsweges, der in keinem Fall bloße Imitation des väterlichen Berufslebens sein sollte. Diejenigen, deren Mütter selbst berufstätig waren, schildern ihre Ablösungsprobleme aus dem Elternhaus weniger stark auf den Vater konzentriert.

5. Am Ende der Sackgasse: Karrierebrecherinnen

Daß diese einseitige intellektuelle Orientierung und die in instrumentellen und ökonomischen Strategien verengte Vorstellung von Selbständigkeit erschüttert und in der Biographie als Problem erlebt werden, wurde bereits dargestellt.

Wir können nicht im einzelnen rekonstruieren, wann dieses einseitige Bestreben, Unabhängigkeit zu erlangen und zu sichern, als Sackgasse erkannt wird. Gemeinsam ist jedoch den so charakterisierten befragten Frauen, daß sie ihre starke Berufsorientierung, ihr Engagement am Arbeitsplatz und auch ihre Berufskarriere gleichsam anhalten.

Sie werden zu Karrierebrecherinnen, um einer bisher in ihrem Leben vernachlässigten Seite nachzuspüren und - im Falle der befragten Frauen in Teilzeitarbeit - mit der reduzierten Arbeitszeit schließlich Zeit für deren Entfaltung zu gewinnen, ohne jeweils schon genau zu wissen, welche Bedürfnisse und Interessen zu kurz gekommen sind. Bildhaft gesprochen nehmen sie sich Zeit für eine Entfaltung in der Horizontalen, für ein Ausbreiten auf einer Entwicklungsstufe, die auch anderen als beruflichen Qualifikationen Raum läßt, während die Vertikale, die lineare Zeit, der eine geplante Berufskarriere folgt, stets zur Weiterentwicklung, zur fortschreitenden Distanzierung von der jeweils erreichten Stufe drängt, zum Wegbewegen, auch auf Kosten persönlicher, emotionaler Bindungen. Für berufstätige Männer hat dieses berufliche Karrieremuster zur Normalität werden können, weil durch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung eine "Frau an ihrer Seite" die private emotionale Unterstützung ein Eheleben lang gewähren und die Konkurrenzbeziehungen im Berufsleben kompensieren und ermöglichen sollte. (Dieses Arrangement zur männlichen Selbsterhaltung gerät aus den Fugen, sobald Frauen nicht nur kompensatorische Weiblichkeit verkörpern, die dem männlichen Individuierungsprozeß gleichsam den fossilen Brennstoff liefert, sondern sich als Frauen individuieren. Diese Entwicklung könnte Männer auf lange Sicht dazu bringen, ihre eigene "Befreiung zur Weiblichkeit" anzustreben.)

In der Sozialisation von Frauen in die Berufstätigkeit sind

noch die Verbiegungen, Verzichte und auch Hoffnungen auf Selbstentfaltung auf dem Weg in die soziale Existenzform als entlohnte Arbeitskraft spürbar und sichtbar. Das Bildungsstreben, die Betonung der kognitiven Differenzierung als Weg der Ablösung aus dem Elternhaus kann in eine berufliche Orientierung münden, ohne daß persönlich distanzierendes, instrumentell interessengeleitetes Verhalten zugleich mit eingeübt würde. Das Motiv, auf dem intellektuellen Weg Unabhängigkeit zu erreichen, schießt über die Erfahrungen alltäglicher Berufstätigkeit hinaus und kann zur Ursache dafür werden, daß die erreichten Ziele im Beruf dennoch nicht zur Zufriedenheit führen oder daß das Streben nach Unabhängigkeit in Form einer "addiction to perfection" sich verselbständigt. Die Anstrengung, persönliche Abhängigkeit nach dem Muster der Elternfamilie zu vermeiden, verhindert jedoch nicht Abhängigkeiten im Beruf, so daß diese immer wieder zum Motor erneuter Anstrengungen zur "Selbstverbesserung", zur Höherqualifizierung werden können, bis sie schließlich als Ideal von Selbstentfaltung von der konkreten Berufstätigkeit gänzlich abgekoppelt werden. Mit überwertigem Realismus, der einer Rationalisierung ihrer hohen Ansprüche gleichkommt, beurteilen diese Frauen erreichbare Berufe als ungeeignet für ihre Vorstellungen von Selbstverwirklichung. Ihre Kritik ist angesichts entfremdeter Arbeitsbedingungen und der Diskriminierung von Frauen im Beruf allgemein auch zutreffend. Für die persönliche Biographie scheuen sie jedoch vor der Einsicht zurück, daß sie ihre Vorstellungen von Selbständigkeit und Selbstentfaltung zu einseitig an intellektueller Bildung und sozial anerkannter Tätigkeit festgemacht haben, daß sie das Vorbild des Vaters noch in der Abgrenzung von ihm in eine Sackgasse von Autonomie geführt hat. Diese Sackgasse führt deshalb nicht zum Ziel, weil im einseitigen Bestreben nach Abgrenzung, Aktivität und Unabhängigkeit die komplementären Bedürfnisse nach Verbundenheit, Zuwendung und Fürsorge vernachlässigt und beiseite geschoben wurden.

Nach einer Biographie, in der die kognitiv-intellektuelle Differenzierung dominant war, fällt es den Frauen offenbar schwer, emotionale Bedürfnisse, Erlebnisse und Erwartungen anderer in ihre Lebensführung zu integrieren. Eine Sozialisation in die Berufstätigkeit, die mit dem Ziel der

Selbständigkeit, der Ablösung aus dem Elternhaus und der Abkehr von der Rolle der Mutter durchlaufen wurde, kann zum Verlust der Beziehungsfähigkeit führen, könnte gesellschaftlich den "Weg in die mutterlose Gesellschaft" bereiten. Persönliche Bindungen in einer Zweierbeziehung bedrohen die einseitig verfolgte Unabhängigkeit durch Bedürfnisse und Gefühle, die nicht ausschließlich auf dem Weg kognitiver Differenzierung, durch rationales Wissen um die Interessen und Ansprüche des Anderen als verschiedene oder gemeinsame wahrgenommen und nicht planerisch gelebt werden können.

Gerade als Berufstätige haben Frauen aber auch Bedürfnisse nach Entspannung und fürsorgender Unterstützung, und gerade darum registrieren sie Erwartungen anderer, des Freundes oder Ehemannes, dessen Bedürfnisse zu erfüllen, seismographisch genau. Zur Abwehr und Verweigerung dieser Bedürfnisse sehen manche Frauen sich gezwungen, weil die aktiven, gestaltenden Anteile persönlicher Zuwendung den Männern nicht gleich selbstverständlich sind. Die Männer nehmen zwar das durch deren Berufserfahrung geschärfte Verständnis der Frauen für Zuwendungswünsche und regressive Bedürfnisse für sich in Anspruch. Sie haben aber dem Zuwachs "männlicher" Erfahrungen und dem Verständnis für die Bedürfnisse berufstätiger Männer auf seiten der Frauen keinen komplementären Zuwachs an Verständnis und Fähigkeiten, auf die veränderten Bedürfnisse der Frauen einzugehen, entgegenzubringen. Die Erweiterung der weiblichen Sozialisation um männliche Anteile, wie sie der Druck zur Arbeitsmarkt-Individualisierung den Frauen abverlangt, kann zu einer Entwicklung führen, in der die Polarisierung der Geschlechtscharaktere im neuen Sozialcharakter der Frau aufgehoben scheint. Die reale Kommunikation zwischen Frau und Mann bleibt dagegen gestört, weil eine Änderung der männlichen Sozialisation nicht zugleich mitgewachsen ist, weil der Zuwachs an Erfahrung und Verständnis einseitig blieb. Frauen haben für ihre komplementären Erwartungen an die Männer im Privatleben wie im Berufsleben Enttäuschungen zu befürchten.

Die Enttäuschungen können sie wiederum zum "Erbe der Mütter" drängen, wie es Chodorow beschrieben hat. Aber auch das kann keine ungebrochene Fortsetzung einer weib-

lichen Tradition garantieren, weil Frauen andere Erfahrungen gemacht und zu verarbeiten haben, die eine reflektierende Distanz und bewußte Entscheidungen ermöglichen.

6. Umwege und Auswege

Die wachsenden Möglichkeiten und Notwendigkeiten, das eigene Leben als Frau selbst zu gestalten, heben noch nicht die Formen sozialer Benachteiligung von Frauen als sozialer Gruppe auf. Vielmehr sind die Formen der Bewältigung dieser Benachteiligungen individualisiert und vielfältig geworden. Bewußte kollektive Strategien zur Sicherung der Interessen von Frauen sind angesichts der Vielfalt individueller Lebensführungen zunehmend schwerer zu vereinheitlichen. Erst durch die Reflexion wachsender sozialer Differenzierung unter den Frauen selbst können gemeinsame Interessen definiert werden, die nicht die jeweils andere Lebensführung ausgrenzen, gleichsam als Personifizierung des selbst nicht gewählten Weges. Selbst diese Ausgrenzungsstrategien zeugen noch von den Anstrengungen der Individualisierung, von der Gefahr des Selbstmißverständnisses und der Selbstüberforderung, das, was möglich ist, auch alles leben zu müssen und aus diesem Mißverständnis heraus das jeweils andere zum krampfhaften Selbstschutz abwerten zu müssen.

Der sozialen und ökonomischen Selbständigkeit muß die psychische und emotionale Fähigkeit, einen eigenen Weg zu finden und zu gehen, nicht im Gleichschritt mitgewachsen sein. Emanzipation macht Angst (Gambaroff 1977), weil sie aus alten Bindungen löst, auch aus vorgängigen Lebenszusammenhängen mit Frauen, die bis dahin auch soziale Orientierung boten. Dort wo die Freiheit zur Last wird und die Mühen einer emphatisch verstandenen Individualisierung - einer Selbstentfaltung, der auch eine bewußte Selbstbescheidung entspricht - erschreckend erscheinen, entstehen offenbar neue Polarisierungen unter den Frauen, die selbst der verhängnisvollen Dichotomie männlichen Denkens, der Trennung von Emotionalität und Rationalität aufsitzen. Einerseits bieten sich neue Mythen und alte Idyllen zum raschen Trost und zur Flucht in urmütterliche

oder allschwesterliche Arme an. Auf der anderen Seite wird die Rivalität um "den" richtigen Lebensweg unter Frauen mit sezierendem Rationalismus ausgetragen. Nur die erbarmungslose Härte der gegenseitigen Abwertung zeigt, wie sehr in Wirklichkeit diese gesellschaftlich auseinandergerissenen Sphären miteinander in Verbindung stehen. Wir müssen hinter diesen Formen, die sich allzu leicht kritisieren lassen, die Bedürfnisse von Frauen herausfinden, die damit scheinbar befriedet, bekämpft oder erkämpft werden sollen.

Auffallend war bis vor wenigen Jahren ein Defizit an Erotik in der Diskussion um Emanzipation, die sich zu sehr auf die Arbeit konzentrierte und die Frauen unter der Hand der asketischen protestantischen Ethik zuführte. Die Vereinzelung unterm Leistungsprinzip, die Monadisierung der Frau nach dem gleichen Muster, das Männer auf dem Arbeitsmarkt durchlaufen, hat in der Fähigkeit zur Mutterschaft ein Korrektiv. Wenn Frauen statt in die institutionalisierte Form des Sexuallebens (Ehe) zuerst den Weg in den Beruf gehen, kann nach Zeiten einseitiger beruflicher Anstrengung jeder andere Weg mit seinen Versprechungen von Sexualität und Erotik neue Attraktivität gewinnen, verbunden mit dem Wunsch, die Anstrengungen der ökonomischen Selbständigkeit zumindest zeitweilig aufgeben zu können. Und immer mehr Frauen verzichten auch als ledige Berufstätige nicht auf Kinder. Es ist sattem bekannt, daß sowohl die Berufstätigkeit als auch die Mutterschaft unter dem Druck gesellschaftlicher Fremdbestimmung stehen. (Um so unbegreiflicher ist, daß Mütter und die sogenannten Nicht-Mütter, gleichgesetzt mit ausschließlich Berufstätigen, diese Binsenweisheit jeweils mit der Verve fundamentaler Erkenntnis von der patriarchalischen Falle, in die die jeweils andere getappt sei, einander um die Ohren hauen.) Um so auffälliger ist, daß es wenig Vorstellungen von einer autonomen Erotik selbständiger Frauen gibt. Sie ist offenbar ein Stadium von Emanzipation, das selten erreicht wird, Angst bereitet und für das es kaum Vorbilder gibt, wohl aber furchterregende Klischees.

Dieses Defizit verweist uns zurück auf das radikale Emanzipationsverständnis sowohl der alten wie zu Beginn der

neuen Frauenbewegung. In der alten hatte Helene Stöckers Entwurf der Individuierung in radikal antiasketischer Haltung Sinnlichkeit und Sexualität in die Vorstellung von Emanzipation integriert. Liebe beginnt mit der Selbstliebe. Die Liebe zu sich selbst ist die Voraussetzung für die wirkliche Liebe zum anderen. Stöckers Entwurf einer Verbindung von geistiger und ökonomischer Unabhängigkeit mit sinnlicher und sexueller Freiheit, in der Frauen und Männer sich begegnen, war die Basis ihres politischen Kampfes um die Befreiung von Sexualität und Mutterschaft aus fremden Zwecksetzungen. Helene Stöckers Ansatz öffnet die Perspektive auf vielfältige Formen des Zusammenlebens, denn er geht an die Substanz der historisch geprägten Geschlechtscharaktere. In ihren Worten wäre die Selbstliebe der Frau eine Abkehr von der traditionellen Moral und eine Folge der Einsicht, daß "wahllose Aufgabe des inneren Selbst viel verhängnisvoller ist, als die verachtete Preisgabe des Körpers" (H. Stöcker 1906, S. 156). Für den Mann hieße es die Abkehr vom "täppisch-bequemen Habenwollen der Frau" (Stöcker, a.a.O.), vom Zugriff auf diejenige, die durch ihre Gebereitschaft seine mangelnde Selbstliebe verdeckt. Die Tatsache, daß sie dafür gebraucht, verzweifelt gebraucht wird, läßt den Mann das Bewußtsein seines Mangels nie ganz vergessen. Als Botin dieser Nachricht wird die Frau gestraft. (Gewalt in der Ehe, Brutalität, Sadismus in "Liebes"beziehungen und verschärfte Konkurrenz im Beruf sind Folgen davon.) Indem sie den Vater, den Mann in sich erkennen, sind Frauen auf dem Weg, diesen Zusammenhang verleugneter Abhängigkeit zu durchbrechen.

Anmerkungen

- (1) Zwanzig qualifizierte Frauen im Alter zwischen 28 und 48 wurden in explorativen Interviews gefragt in der Studie "Die Interessen von Frauen an Teilzeitarbeit. Gestaltung von Berufsbiographien zwischen familialen und beruflichen Anforderungen" des Instituts für Sozialforschung, Frankfurt/Main.

- (2) Betty Friedan weist in "The Second Stage" auf die Notwendigkeit einer zweiten Welle von consciousness raising hin, mit dem die Frauenbewegung begonnen hatte, eine Gegenöffentlichkeit herzustellen, damit nun die Probleme der "Superfrau" nicht individualisiert erlebt werden müßten. Freilich ist das Zusammenfinden dieser Frauen unter dem Individualisierungs- und Konkurrenzdruck ungleich schwieriger als zu Beginn der Frauenbewegung, als die individuellen Anstrengungen den gemeinsamen Hintergrund hatten, sich aus patriarchalen Ehe- und Familienverhältnissen zu befreien.

Literatur

- Benjamin, Jessica 1982: Die Antinomien des patriarchalischen Denkens. Kritische Theorie und Psychoanalyse. In: W. Bonß/A. Honneth (Hg.), Sozialforschung als Kritik, Frankfurt/Main 1982, S. 426-455
- Chodorow, Nancy 1985: Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München
- Dinnerstein, Dorothy 1979: Das Arrangement der Geschlechter, Stuttgart
- Eckart, Christel 1987: Verschlingt die Arbeit die Emanzipation? Von der Polarisierung der Geschlechtscharaktere zur Entwicklung der Arbeits-Monade. In: Widersprüche Heft 23, Juni 1987, Verlag 2000 Offenbach
- Fox-Keller, Evelyn 1985: Reflections on Gender and Science, New Haven/London
- Friedan, Betty 1981: The Second Stage, New York
- Gambaroff, Marina 1984: Utopie der Treue, Reinbek
- Gilligan, Carol 1984: Die andere Stimme, Lebenskonflikte und Moral der Frau, München
- Habermas, Jürgen 1981: Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt/Main

Hausen, Karin 1978: Die Polarisierung der "Geschlechtscharaktere" - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: H. Rosenbaum (Hg.), Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur, Frankfurt/Main, S. 161-191

Mitscherlich Alexander 1963: Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie, München

Stöcker, Helene 1906: Die Liebe und die Frauen, Minden in Westf.

Wysocki, Gisela von 1980: Die Fröste der Freiheit, Frankfurt/Main

Ulrike Schmauch

Entdämonisierung der Männer - eine gefährliche Wende in der Frauenbewegung?

Der jiddische Schriftsteller Scholem Alejchem erzählt folgende Anekdote:

"Eine Frau, die versäumt hatte, einen geliehenen Krug zurückzugeben, entschuldigte sich mit den Worten: 'Ich habe überhaupt nie einen Krug geliehen, außerdem war er schon zerbrochen und schließlich habe ich ihn schon lange zurückgegeben!'"

An diese Frau und ihre Not, ihre Unschuld zu beweisen, erinnert mich eine feministische Weltansicht, die jegliche Mitverantwortung von Frauen an patriarchalischen Verhältnissen zu bestreiten sucht.

Gerade die auffällige Wiederholung, ja Beschwörung von weiblicher Schuldlosigkeit und von ausschließlich ohnmächtigem Opfersein der Frauen gegenüber exklusiv männlichem Angriffs- und Machtstreben weckt den Verdacht, daß es nicht nur um die Darstellung der Realität gehen soll, sondern auch um einen Ritus zur Reinigung des Weiblichen, der zu seiner Wirksamkeit das Gegenstück, die Dämonisierung des Männlichen braucht.

Folgende Episode, die eine Frau in unserer Frauengruppe erzählte, ist ein zweites gutes Beispiel für die beiden Sichtweisen, die ich verdeutlichen will:

Die Frau berichtet als Beleg für das Ausmaß, in dem Männer Frauen zu verfügbaren Anhängseln herabwürdigen, von einem Mann, der während eines Besprechungstermins seine Frau vor seinem Arbeitsplatz drei Stunden lang im Auto warten ließ.

Während die meisten anderen Frauen der Gruppe die ausschließliche Schuld beim Mann, den ausschließlichen Skandal in seinem Verhalten sahen, sehe ich die Hälfte des

Skandals im Sitzenbleiben der Frau. Ich sehe sie, die physisch nicht an den Autositz gefesselt war und gleichwohl sitzenblieb, als ein eigenständiges Subjekt, das hätte fortgehen oder Krach schlagen können und dies nicht tat. Daran war weder dämonische Fernlenkung des Mannes noch patriarchale Gehirnwäsche schuld; sondern sie selbst als erwachsene Frau agierte in einer Weise, die sichtbar als Passivität imponiert und zweifellos zugleich Resultat einer Summe unsichtbarer aktiver Strebungen war.

Zu solchen unsichtbaren, d.h. auch unbewußten aktiven Strebungen könnte nach psychoanalytischer Erfahrung bei dieser Frau z.B. gehören: haßerfülltes Festhalten an der Kontrolle über des Mannes Kommen und Gehen; sich-klammern an die kindliche Position; Ballung moralischer Überlegenheitsgefühle; Beharren auf eigener Handlungsunfähigkeit zur Abwehr destruktiver Handlungsimpulse; sadistischer Triumph über den Mann, aus dessen künstlich aufgeblasener Größe sie jederzeit den Stöpsel ziehen könnte; Kleben an der Machtphantasie, ihn auch weiterhin aufzublasen, zum Monster zu machen, usw. usw.

Ein feministisches Konzept von nur schuldigen Männern und nur leidenden Frauen im Patriarchat dient weder fortschreitender Erkenntnis noch neuen Handlungsmöglichkeiten. Statt dessen bedarf es einer Untersuchung der Beziehung, die beide Geschlechter im Alltagsleben in einer patriarchalen Gesellschaft miteinander herstellen.

Um meine Sicht dieser Beziehungsdynamik zu beleuchten, gebe ich zwei weitere Beispiele:

Eine Hamburger Freundin von mir, psychoanalytisch orientierte Psychotherapeutin, Feministin und homosexuell, berichtete von einer älteren Therapie-Patientin, die in mehreren Ehen immer wieder von Männern schwer mißhandelt worden war.

Im Verlauf der Behandlung gab es Phasen, in denen sich die Therapeutin von der Frau so manipuliert und hilflos gemacht fühlte, daß sie den Impuls zu schlagen in sich verspürte und sich die Szenen vorstellen konnte, in denen die Ehemänner gewalttätig geworden waren. Es war der Patientin unbewußt gelungen, bzw. sie konnte nicht anders, als ihr verborgenes Objektbeziehungsmuster zu inszenieren, das in ihrem Gegenüber, hier der Therapeutin, Gefühle extremer Ohnmacht und Entwertung und den Wunsch nach

gewaltsamer Auflösung entstehen ließ. Die Therapeutin konnte diese Gegenübertragungsreaktionen gebrauchen, um das Ausmaß sowohl von Hilflosigkeit als auch von zerstörerischen Beherrschungstendenzen der Frau zu erkennen (Es versteht sich von selbst, daß dies die tatsächliche Gewalt der Ehemänner nicht legitimiert).

Ein letztes Beispiel: vor vielen Jahren hatte ich in meiner heilpädagogischen Arbeit einen kleinen Jungen namens Markus, ein schwer mißhandeltes Kind, in der Gruppe, der in seiner Verzweiflung manchmal zu mir sagte: "Schmeiß mich weg, ich bin nur Scheiße." - Auf einer ersten Stufe unserer Beziehung empfand ich für ihn vorwiegend Solidarität und Rettungswünsche, für die "bösen Eltern" hingegen Ablehnung und Rache. Mit der Zeit wurde ich selbst von Markus nicht selten "wie Scheiße", d.h. äußerst entwertend behandelt und fühlte mich entsprechend, um dann auch vorübergehend die aggressive Tendenz, ihn meinerseits "wie Scheiße wegschmeißen" zu wollen, in mir kennenzulernen. - Dies nur als Hinweise auf praktische und erkenntnistheoretische Schwierigkeiten, wenn man sich ernsthaft auf Beziehungen zu Mißhandelten, ihre Beschädigten und damit auch destruktiven Interaktionsformen einläßt.

Die feministische Vorstellung vom alleinschuldigen, patriarchalen Mann und der schuldlosen Frau entspricht einem in unserer Gesellschaft typischen, weiblichen Erleben, in dem eigene Aktivität als negativ erfahren wird. Das weibliche Über-Ich bzw. die in ihm verinnerlichten elterlichen Gebote sagen: Sein ist besser als Tun, weil es Gut-sein ermöglicht und weil Tun Böses-Tun einschließt.

Der weibliche Druck zu beweisen, daß man nichts getan hat, also auch nichts Unrechtes, stammt aus der ohnmächtigen Position des Kindes: es handelt sich um den Wunsch zu beweisen, daß auch jemand Schwaches, Ohnmächtiges den Mächtigen gegenüber eine gewisse Macht hat - nämlich die der moralischen Überlegenheit. So werden die eigene Aggressivität, eigene Macht- und Größenwünsche unbewußt gemacht und ausschließlich am anderen Geschlecht, an Männern wahrgenommen, an ihnen gefürchtet und bekämpft.

Einem feministischen Konzept, das diese Aufspaltung und Projektion aufgäbe, brächte dies mehrfachen Gewinn:

- es kann die Position des Kindes verlassen, sich von Eltern und Über-Ich emanzipieren und seine erwachsenen Potenzen gebrauchen;
- es könnte moralische Überlegenheit für wirksamere Forderungen nach faktischer Macht aufgeben;
- es kann weibliche Niedertracht und Haß, Herrsch- und Rachegefühle als in einer Vorgeschichte wohlbegründete verstehen;
- im Anerkennen von weiblicher Aggressivität und Triebhaftigkeit kann die eigene Stärke und Sinnlichkeit angeeignet und integriert werden;
- es entsteht mehr Distanz zu Männern, weil sie weniger als Hilfsobjekte und Projektionsflächen des Bösen festgehalten werden müssen, also sichtbarer als getrennte Personen mit differenzierten Seiten werden.

Projektion und Aufspaltung dienen also einmal dem Schutz eines unmündigen feministischen Ichs gegen ein feindseliges weibliches Über-Ich. Darüber hinaus dienen sie nach meinem Eindruck auch dazu, Allmächtsphantasien von Frauen aufrechtzuerhalten: "Wenn nicht die Männer so brutal, beherrschend usw. wären, könnte zwischen den Menschen Harmonie bestehen."

Die Aufspaltung schützt vor der Erkenntnis, daß Disharmonie, Zerworfenheit und barbarische Neigungen als Teil menschlicher Realität auch in Frauen und ihren Beziehungen existieren.

Die Aufspaltung behindert den Blick auf den realen eigenen Vater, seine Liebenswürdigkeit, seine Unfähigkeiten wie seine Schuld, verhindert Trauer über ihn und damit den Abschied von ihm.

Die Aufspaltung führt dazu, zu Männern hochzusehen oder auf sie herabzusehen, nicht aber dazu, sie wirklich anzusehen.

Durch Aufspaltung und Projektion wird das Objekt "Mann" so gefährlich und verworfen, daß man es übermäßig fürchtet und überschätzt, sich Verzichte und Einschränkungen auferlegt, die man als Schutzmaßnahmen gegen den feindlichen Dämon verkleidet (vgl. dazu S. Freud, Totem und Tabu, Frankfurt 1966, S. 72).

Könnten aber die abgespaltenen Anteile theoretisch und praktisch wieder angeeignet werden, so würde dies ermöglichen,

- klarer zu unterscheiden zwischen Einschränkungen, die zweifelsfrei von außen, von Männern kommen und anderen, die selbst auferlegt und direkter aufhebbar sind;
- die Realität - auch die Utopie - als grundsätzlich nicht-harmonische zu erfassen und genauer zu erkennen, was in ihr jetzt an Fraueninteressen realisierbar ist;
- zwischen verschiedenen Männern klarer unterscheiden zu können; den einzelnen Mann als Objekt unserer Neugier und Forschung, unserer Gegnerschaft oder Liebe zu sehen;
- an Männern auch Möglichkeiten wie Liebesfähigkeit, Einfühlung in eine Frau, Sehnsucht nach Überwindung der Geschlechterentfremdung wahrzunehmen.

Welche Folgen haben diese Vervollständigungen - die der Frauen um "das Böse", um Triebleben, Handlungs- und Schuldfähigkeit, die der Männer um "das Gute", um Liebes- und Leidensfähigkeit - für feministische Forschung?

Erstens gewinnen wir eine einheitliche, dialektische Theorie des Geschlechterverhältnisses, die an die Stelle der jetzigen beiden schlechten Erklärungsansätze treten kann: eine flache Milieutheorie nämlich, nur gültig für Frauen, und daneben eine quasi theologische Verdammungslehre bzw. biologistische Theorie vom a priori männlichen Herrschafts- und Zerstörungstreben.

Zweitens können wir unser Konzept der Parteilichkeit feministischer Forschung erweitern: wir müssen nicht mehr nur parteilich sein mit dem Leiden von Frauen, mit ihrem Bewußtsein, ihrer Selbstwahrnehmung und ihrer Abwehr, mit ihrer Entsexualisierung, Aggressionsverleugnung und mit ihrem grausamen Über-Ich - letzten Endes bedeutet dies das Ende einer verborgenen Parteilichkeit mit der patriarchalischen Sicht der Frau als einer kraftlosen, von Verboten besiegten, nicht mehr ernstzunehmenden Figur.

Statt dessen wird es durch diese Vervollständigung, d.h. methodisch: durch den Gebrauch der Psychoanalyse, in feministischer Forschung möglich, parteilich zu sein mit abgewehrten, unterdrückten Anteilen von Frauen, mit biographisch und historisch begründeten, unbewußten Tendenzen zu Haß, Rache und Neid, mit unentfalteten oder verleugneten Wünschen nach Macht und Selbstbestimmung, nach aggressiver und sexueller Aktivität.

Drittens kann das spezifische Problem privater Geschlechterbeziehungen in der patriarchalischen Gesellschaft deutlicher werden.

Manche Feministinnen sagen: wo keine gleiche Macht besteht, kann von gleicher Schuld und gleicher Verantwortung der Frauen keine Rede sein. Als Beleg wird verwiesen auf Diktaturen wie etwa Südafrika, wo die unterdrückten Schwarzen wohl kaum verantwortlich gemacht werden können dafür, daß sie unten sind, wohl aber die weiße, herrschende Klasse sich vorwerfen lassen muß, daß sie die schwarze Bevölkerung unterdrückt und ausbeutet. Und zum Befreiungskampf der Schwarzen wird es kaum gehören, ihre weißen Herren zu erforschen und differenziert zu verstehen.

Haben also Frauen nicht gleichermaßen allen Grund, es abzulehnen, ihre Unterdrücker, die Männer, zu erforschen und differenziert zu verstehen?

Nein. Denn das Geschlechterverhältnis ist komplizierter als eine Rassen- bzw. Klassenherrschaft:

- Eine Mehrheit von Frauen hat, hatte oder wünscht sexuelle Liebesbeziehungen zu Männern bzw. ein gemeinsames Alltagsleben mit ihnen.
- Viele Frauen haben Söhne; viele haben Brüder.
- Alle Frauen, auch die, die mit Männern gebrochen haben, haben einen Mann zum Vater.

D.h. Frauen sind mit Männern in einem vertikalen Sinn: in der Generationenfolge - als ihre Töchter, Schwestern und als ihre Mütter - sowie in einem horizontalen Sinn - im Alltagsleben und in der Sexualität - so tief, so biographisch und so körperlich verstrickt, wie es in dieser allgemeinen Weise für das Verhältnis zwischen Schwarzen und Weißen niemals gilt.

Das Schwierige ist nun, daß Frauen und Männer zugleich auch in anderer, dabei keineswegs ebenso unaufhebbarer Weise vertikal miteinander verbunden sind: nämlich durch die historische Entwicklung der männlichen Unterwerfung und Verachtung des Weiblichen sowie durch eine Gesellschaft voll struktureller und körperlicher Gewalt von Männern gegen Frauen; daß beide Geschlechter zugleich in anderer Weise auf horizontaler Ebene zutiefst miteinander verflochten sind: nämlich in einer Form geschlechtlicher Arbeitsteilung, in der Männer die Arbeit und Kör-

perlichkeit von Frauen ausbeuten, enteignen und erniedrigen.

Frauen leben also in einer körperlich-biographischen Verstrickung mit dem männlichen Geschlecht, in der Liebe möglich ist, und zugleich in einer (nur analytisch davon zu trennenden) anderen, patriarchalischen Verstrickung, die unseren Haß herausfordern muß.

Frauen haben daher ebenso viele Gründe, Männer anzugreifen, wie dazu, sich ihnen neugierig oder zärtlich zu nähern.

Keine Frau kommt darum herum, den Widerspruch zu praktizieren, daß im Patriarchat Männer für sie feindliche Unterdrücker und ebenso geliebte und liebende Personen, Söhne, Väter, Brüder oder Partner sein können.

Darum ist eine feministische Theorie auch nur so gut, wie sie sich fähig zeigt, diesen unaufhebbaren praktischen Widerspruch, in dem wir alle leben, auszuhalten und zu erfassen, an ihm ihre Begriffe zu schärfen und ihre Analyse weiterzutreiben.

Alles andere wäre feministische Revolutionsoper - vorn auf der Bühne des Bewußtseins der schwarze Dämon Mann und das verfolgte Mädchen mit der weißen Weste und ohne Unterleib, Klagelieder und radikale Arien, heroische Gebärden und viel feministischer Theaterdonner; hinter den Kulissen hingegen, in den Plüschsesseln des Unbewußten sitzend, Papi und Mami, zufrieden mit der kleinen Tochter und ihrer Bühnenleidenschaft, dank welcher ihnen ihr verborgener Ehrenplatz erhalten und für sie alles beim alten bleibt.

Dörthe Jung

Körper-Macht-Spiele

Unökonomische Gedanken zu weiblichen und männlichen Körper-Präsentationen in öffentlichen Räumen.

"Die Frauen trugen leuchtende Farben, Kleider mit langer Taille, und wie sie so auf den Tribünenbänken saßen, sahen sie wie große Blumenbeete aus, in denen es da und dort schwarze Flecken gab: die Männer in ihren düsteren Anzügen."

(G. Flaubert, Erziehung des Herzens)

1. Frühmorgens Frankfurter Hauptbahnhof. Dienstreise. Ich steige in den IC nach Bonn und gehe gleich durch zum Speisewagen. Das frühe Aufstehen sitzt mir in den Knochen. Ich muß viel zu schnell sein, meine Gedanken liegen noch träumerisch ganz woanders.

Beim ersten Schluck Kaffee lasse ich den Blick im Abteil umherschweifen. Zwei Frauen sind wir, der Rest Männer. Das in diesen Morgenstunden übliche Bild in Speisewagen und Flugzeugen. Am eindrucksvollsten in Flugzeugen: Reihe rauf, Reihe runter die gleiche Monotonie von dunklen, grauen und blauen Anzügen, manchmal mit hellen Fäden durchsetzt, den weißen Flecken der Oberhemden, den geschäftigen Gesichtsausdrücken, heruntergebeugt auf Notizblöcke, die aus kaum zu unterscheidenden Aktenkoffern gezogen und wieder hineinverstaubt werden. Ein Bild sans espoir, trübsinnig, eigentlich - aber gibt es da nicht noch etwas anderes? Etwas, das sich wie ein schwerer Duft auf die Sinne legt: der Ernst und die angestrengte Konzentration der Körper, die in nachdenklichen Falten gelegten Gesichter, wohlgesetzte Gesten, die sich nicht im Unwesentlichen zu verschwenden scheinen. Wie die schweigsame Feier eines Rituals - von den Männern in aller Welt beherrscht. Oder dem Zusammenspiel eines Orchesters vergleichbar, in dem niemand mit niemandem Blicke tauscht, das Wirken des

Dirigenten sich dem Auge entzieht, aber die Harmonie des Spiels uns die routinierte Übereinkunft versichert.

Der schwere Duft - das ist das sich entwickelnde Gefühl, hier geschieht Gewichtiges: es ist die allmorgendliche Zelebration der männlichen Macht, die sich auf ihre Geschäfte vorbereitet, der wir beiwohnen. Stimmung und Ton sind gediegen.

Ich schaue auf meine Kleidung herunter, überprüfend, wie und ob ich mich von ihnen unterscheide. Bin ich gar der berühmte Klecks? Die Farbkombination meiner Kleidung ist abgestimmt. Ein geschulter weiblicher Blick sieht ihr die überlegte Auswahl an. Die Fadheit grauer und blauer Fäden wird durch sie unterbrochen. Aber nicht übertrieben. Denn darüber darf man sich keine Illusionen machen, als würden schon ein paar buntige Flecken die Atmosphäre des Ganzen verändern, das 'Andere' im Bunten per se verdeutlichen oder gar noch: den Charakter des Bildes tragend bestimmen (so wie jener Grüne Landtagsabgeordnete, der glaubte, im Sinne der Frauen zu sprechen, als er uns ein öffentliches Auftreten vorschlug, aber in 'bunten und lustigen' Kleidern. Die Paradiesvögel. Deren Anblick exotische Lust evoziert, eine Lust, die doch so ganz und gar ungefährlich ist, da in ihr immer die Gewißheit ruht, nicht zum selbstverständlichen Alltag zu gehören. Der exotisch-exklusive Ausschluß.)

So vergesse ich selten auch beim Überschreiten der Grenze ins männliche Terrain, mir ein Symbol ihrer 'Männlichkeit' umzuhängen: das Jacket.

Ich gebe mir einen Ruck. Unökonomische Gedanken, ich bin so müde. Lieber sollte ich mich ebenfalls auf die bevorstehende Arbeit vorbereiten. Zunächst Verhandlungen um die Projektfinanzierung, danach sogenanntes Fachgespräch. Den Notizblock brauche ich nicht. Das sitzt alles im Kopf. Es geht eher um's Zusammennehmen. Meinen Körper muß ich straffen, er darf nichts Unwesentliches, Unnützes ausdrücken, die Blicke der anderen nicht verführen, von der Sache abschweifen, um die es mir geht. Mein Körper muß sächlich werden, auch wieder nicht zu sehr, das schadet dem Verhandlungsklima, eher das Weibliche zu einer Art sachlichem Konzentrat verdichten. Also der Versuch, das körperliche Frau-Sein zu verleugnen, den weiblichen Körper zu verstecken? Eine körperlose Präsenz

des Weiblichen, die dann doch so körperlos wieder nicht sein darf?

"Den Frauen, die sich gesellschaftlich verwirklichen wollen, stellen sich heute immer weniger Hindernisse in den Weg; das Auge gewöhnt sich allmählich daran, an Stelle von Männern Frauen zu sehen. Doch drinnen, dort, wo das Auge nicht hinreicht, spielt sich eine dauernde Anstrengung ab, um den eigenen weiblichen Körper auf dem Platz zu halten, der für einen Männerkörper gemacht ist." (Sotta Sopra, Pflasterstrand 164, S. 24)

Die Fremdheit großer und kleiner Sitzungssäle, großer und kleiner Bürozimmer von ministeriellen oder industriellen großen und kleinen Herren, die sich in ihrer Ausstattung höchstens in der Quantität, nie in der Qualität unterscheiden - warum sind sie nicht nur einfach häßlich? Die Einfallsslosigkeit, das Uniforme im äußeren Erscheinungsbild männlicher Machthaber setzt sich in ihren Räumen fort. Was aber macht die Irritation beim Betreten dieser Räume aus? Eine Irritation, die mehr ist als das Gefühl begrenzter Angst 'hier gehörst du nicht hin'. Und wenn es unser Verlangen wäre, doch dahin zu gehören? Aber nicht mehr mit unterwürfigen Gesten den Eintritt erbitten wollen. Da es um mehr geht als um die Alternative, weiblich uniformierte Männer (Körper) zu sein, trifft die Fremdheit immer unsere ganze Person, sind wir körperlich so empfindlich. Dabei täuschen wir uns oft noch über die 'Form unseres Verlangens' (Sotta Sopra) oder sind uns darin zumindest unsicher. Der Seiltanz, der erforderlich ist, das weiblich Identische auch außerhalb der Privatheit lebbar zu machen, trifft noch zu häufig dieses selbst. Denn in den Räumen männlicher Machtressorts sind Klugheit, Intellektualität, Beharrlichkeit, Erotik, Sexualität und Emotionalität als weiblicher Lebensentwurf nicht mal erahnbar. Die weibliche Lust auf die eigenen Entfaltungsmöglichkeiten in öffentlichen Räumen bricht sich am Maß männlicher Mittelmäßigkeit. Und dieses trifft immer auch den weiblichen Körper. Ihm geziemt hier Zurückhaltung. Zuviel selbstbewußte Repräsentation erzeugt Angst und Abwehr, für die Sache nicht selten Mißerfolg; zuviel Verleugnung beraubt dich deines Frau-Seins, deiner Selbst - du bist quasi Mann oder Neutrum, die Sache führst du so im günstigsten Fall zum Erfolg, deinen Körper aber hast du verlassen, zum Gespött der männlichen Machthaber und der kritischen Geschlechtsge-

sinnen, nirgendwo bist du zuhause; oder du setzt ihn ein, zeigst ihn in der Gestalt, wie die männlichen Blicke ihn formen wollen - der Erfolg in der Sache ist so schon möglich, aber der zurückbleibende schale Geschmack verläßt dich nicht, und die Konturen des Körpers geben dir so keinen Halt.

Daher die ungeheuerliche Anstrengung beim Betreten männlicher Räume, die körperlichen Verkrampfungen und: der Fluß deiner Gedanken wird gehemmt.

2. Meine Müdigkeit gestern Nacht. Aber ich konnte nicht einschlafen. Wie immer vor wichtigen Verhandlungen. Die Angst, morgens zu verschlafen. Nochmal alles durchgehen, sich dessen vergewissern, was unbedingt durchgesetzt werden muß, was vernachlässigt werden kann. Dann wieder die Kleidung. Schutz und weibliche Eigenwilligkeit soll sie vereinen.

Dabei fällt mir ein, daß die Bluse nicht gebügelt ist. Den Wecker um eine weitere Viertelstunde früher gestellt. Die nötige Zeit für's Bügeln. Wenn ich es jetzt noch mache, werde ich wieder wach. Ich will ausgeschlafen sein.

Meine Blicke bleiben jetzt an den weißen, glattgebügelten Hemden der männlichen Mitreisenden haften. Ich sehe sie vor mir, heute morgen nach dem Aufstehen: ihren selbstverständlichen Griff in den Kleiderschrank. Die Möglichkeit der Auswahl sogar. Eine erforderliche Ordnung, die sie dort vorfinden, ohne eigenes Tun. Um diesen wohlgeordneten Kleiderschrank rangelt sich ein ganzes System von Aktivitäten, um derentwillen ihre Gesichter sich nicht in Falten legen. Kleinliche Sorgen um kleinliche Dinge wie Waschen und Bügeln stören ihre Karriere nicht.

'Sei ehrlich, deine doch auch nicht. Es ist nur deine eigene kleinliche Wut wegen der Viertelstunde, die du heute morgen noch früher aufstehen mußt. Dein ewig alter Ärger, daß, wenn du nach so einem Tag, wie dieser heute einer zu werden verspricht, nach Hause kommst und auf die unberührte Unordnung der morgendlichen Wohnung triffst, keine Zeit zum Einkaufen mehr hast, das obligatorische Eiergericht herrichstest und bei niemandem klagen kannst, wie anstrengend es heute doch wieder war.'

Ich muß aufpassen, es herrscht wieder Krieg in meinem Inneren. Eine solche Stimmung zerstört jede Verhandlungsba-

sis. Mein auf Angriff und Verachtung gepolter Blick wird in Sekunden von dem männlichen Gegenüber verstanden: Die Gegnerschaft wäre klar. So erreiche ich nichts.

Zum Beispiel neulich. Zäh und beharrlich hatten wir uns um einen Termin für unser Finanzierungsanliegen bei einem Amtsträger in höherer Funktion bemüht und ihn schließlich auch erhalten. Von anderer Seite war ihm ein gewisses Maß an bourgeoiser Großzügigkeit bescheinigt worden: häufig eine leichtere Ausgangsbasis für den sich unter der Oberfläche jeder Verhandlung entfaltenden Geschlechterkampf, der seinen Impuls aus den von dir gesetzten Zeichen erhält, nicht mitzuspielen auf der Tastatur ritualisierter männlicher Überlegenheits- und weiblicher Unterlegenheitsgesten. Der bourgeoise Machthaber versteckt seine Abwehr vor weiblicher Selbstbewußtheit eher in traditionellen Höflichkeiten und geistigen Exkursen, womit er sich als kultureller Weltbürger zu verstehen geben will, mit einem für 'Frauenangelegenheiten' durchaus offenen Ohr. Wohingegen sich im gleichen Fall bei der Variante eines eher kleinbürgerlichen Machthabers die Regeln des Kampfes starrer gestalten. Intellektuell häufig weniger gewandt, mit angestrenzter emotionaler Diszipliniertheit ist hier die Atmosphäre offenkundiger von seiner Angst vor einem (oder vielleicht auch noch mehreren) souveränen weiblichen vis à vis beherrscht. In sado-masochistischen Phantasien um die Gunst mächtigen Frauseins buhlend, muß hier - in seinem Terrain - alles getan werden, um die eigene Verfallenheit mit befürchteter weiblicher Macht zu verstecken. Aber nicht selten verraten nervöse Körpergesten - wie etwa Fußscharren unter dem Tisch - dann doch das Abgewehrte. Auf welche Variante männlichen Herrschertyps auch immer du triffst: beim Versuch der Frauen, gleichberechtigte Mitspielerinnen im öffentlichen Machtbereich zu sein, spielt ein untergründiges sexuell-erotisches Machtspiel eine entscheidende Rolle. Eine sprachlose Rolle mithin, die als solche tabuisiert ist. Bei beiden, Männern und Frauen, - jedoch für beide Geschlechter mit unterschiedlichen Konsequenzen.

Wie bei jenem als Großbürger apostrophierten Verhandlungspartner. Bei Betreten des Raumes war es Sache von Sekunden: mein Blick zeigte zu schnell meine Ablehnung ihm

gegenüber als Mann.

Und so redete ich und redete, während sein ganzer Körper signalisierte, daß seine Männlichkeit zu empfindlich verletzt war, als daß er seine Machtposition für unser Anliegen hätte benutzen wollen.

Dann konnte der Bann doch noch gebrochen werden, als ich mit einem lauten Lachen auf einen seiner Witze reagierte. Plötzlich gab er sich gelöst, lehnte sich breit und zufrieden in den Sessel zurück und zeigte sich in der Sache entgegenkommend. Beim Gehen kam mir noch das den Schreibtisch schmückende obligatorische Bild einer adretten Ehefrau in den Blick. Das frisch gewaschene und gebügelte Hemd war mir natürlich schon vorher aufgefallen.

Ich sollte jetzt wirklich aufhören. Nun bin ich schon wieder bei den Hemden und den Kleiderschränken ...

Aber der 'selbstverständliche Griff in den Kleiderschrank', meine Wut über die Sorglosigkeit, mit der aufgeräumte Wohnungen, gesäuberte Hosen, Hemden und Pullover erwartet werden können, meint ja nicht nur ein Individuelles. Es ist Ausdruck eines ganzen Komplexes von Lebens-Alltäglichkeiten, eines ganzen Handlungssystems, von dem bekanntlich die eine Hälfte der Menschheit entlastet ist, und das wiederum der anderen Hälfte zum tragenden Pfeiler ihrer Identität geworden ist. Die Tatsache, daß im Lebensbereich des Mannes die alltäglichen Kleinigkeiten eine vernachlässigbare Größe darstellen, gehört ironischerweise zum Fundament seiner Macht. Wohingegen die Macht der anderen Hälfte, die der Frauen, mehr im 'Verborgenen' blüht. Worin die einen gedeihen und sich wie die Fische im Wasser fühlen, davon sind die anderen ausgeschlossen. Polarisierendes Gedankenspiel, das die Fäden nicht sieht, an denen die Geschlechter sich gegenseitig festhalten. Fäden, die sie kunstvoll (mehr oder weniger) spinnen, um an Anderen zu partizipieren und den jeweils eigenen Begrenzungen zu entgehen; Fäden, an denen sie sich verhaken und verknoten, an denen sie sich festbeißen, sich liebevoll einwickeln oder zum Ersticken festschnüren.

Aber erst diese Fäden sind es, die die zwei scheinbar voneinander getrennten Arbeitssysteme so funktionieren lassen, wie sie uns als gesellschaftliche Realität erscheinen. Denn: was sind die Männer ohne die Frauen? Die Frauen ohne die Männer?

Und nicht zu vergessen: zum selbstverständlichen Griff

in den Kleiderschrank gehört das entsprechende Pendant: diejenige, die die Hemden dort hineinlegt, den Griff erst so selbstverständlich werden läßt.

3. Ich bestelle mir einen zweiten Kaffee. Die Müdigkeit verliert sich langsam. Ich fange an, mich einzustimmen, aber bei der Richtung muß ich aufpassen. Ich vergesse den Kleiderschrank und die weißen Hemden, während ich den Blick meines Gegenüber auffange und in ihm verweile. Damit habe ich das Spiel eröffnet. Leicht, kaum sichtbar, aber doch nuancenreich genug, verändert er seine Körperhaltung, er setzt sich ein wenig aufrechter, ist um Lockerheit bemüht. Ich spüre den Hauch von Nervosität, die von seiner Gestik ausgeht, den veränderten Blick, der die Strenge des Geschäfts verläßt. Nicht ganz. Weil bei dem nun begonnenen Spiel, dem in ihm liegenden Versprechen, nie ganz der Geschäftsmann aufgegeben werden darf, er bleibt integraler Bestandteil, wahrt das Mann-Frau-Rollenspiel, schützt vor gefährlichen Rollenüberschreitungen.

Der aufgetaute Blick appelliert: sieh, so kann ich auch sein, weicher, wenn du nur den Faden näher an dich heranziehst. Wenn wir uns zusammentun, ist es ein beiderseitiger Gewinn: jeder erhöht seine Größe durch den/die anderen. Du gewinnst Macht durch die Teilhabe an der meinigen, deine versorgende Zärtlichkeit und Liebe werden meine Person vervollkommen.

Oder will er was ganz anderes sagen? Aber ein Flirt morgens im Speisewagen folgt immer noch einmal anderen, eigenen Regeln, als z.B. ein Flirt spätnachmittags oder abends in irgendeiner Kneipe oder einem Café. Jetzt, hier, ist der Rekurs auf die berufliche Position immer virulent und je nachdem, wie 'gehoben' diese ist, schließt jener immer auch das Macht-Versprechen an die Frau mit ein.

Diese mit der stummen Körper-Sprache kommunizierten Bilder sind nicht statisch, sie verändern sich, je nach Art und Intensität des ausgeschickten weiblichen Blicks. Z. B. jener Blick, der das Eigentliche gleich zum Greifen nahe legt; er läßt das alte klassische Spiel von Macht-Teilhabe auf der einen Hand und Liebe im Gegenzug weniger zu. Dieser Blick steigert jedoch erheblich die Nervosität - er eignet sich eher für Heimreisen, morgens steht noch

zuviel Wichtiges an, nicht nur die Zeit ist ein Problem, auch die emotionale Flexibilität.

Mein Blickpartner wird unruhig. Er hat meine Abschweifungen gespürt. Das ist wie ein Verlassenwerden, eine Kränkung in Kinderschuhen. Aber ich habe die Lust am begonnenen Spiel verloren, dränge auf das Ende; indem ich ihn mir mit langsamen, tastenden Blicken von oben nach unten betrachte, um sie sich dann im Unendlichen verlieren zu lassen. Das wird sofort verstanden: sein Körper signalisiert es mir, er zieht sich zurück, ist wieder durch und durch Geschäftsmann. Mein Machtspiel in diesen frühen Morgenstunden, meine Rache für die unzählbaren Männer-Blicke, die glaubten, mich betasten zu können, abschätzend oder wohlwollend - jedenfalls ohne ein Zeichen meines Einverständnisses.

Ein letzter Blick trifft mich nochmal. Der besagt: 'Was willst du eigentlich, du dumme Kuh? Meinst du etwa, ich hätte je etwas von dir gewollt?' Ich lächle.

Mit halb geöffneten Augen folge ich - nun schon wieder ein wenig schläfrig - der vorbeiziehenden Landschaft. Letzten Sommer in Sardinien:

Träumend und gedankenverloren beobachte ich die Zeremonie, mit der ein paar Meter von mir entfernt eine Familie sich niederläßt, Mamma, Papa und die Kinder sich im Strandleben einrichten. Schon fast rührend kümmert sich der Ehemann um das Wohlbefinden seiner Frau und das der Kinder. Für den Campingstuhl wird nach mehrmaligen Versuchen endlich der richtige Platz gefunden, der Sonnenschirm daneben in den Sand verankert, so, daß das Gesicht der Frau im Schatten, die restlichen Körperpartien der Sonne ausgesetzt sind. Den Kindern wird die Luftmatratze aufgeblasen, sie werden liebevoll eingölt, die Wasserspielzeuge packt er auch aus. Ein trautes Bild, wie früher der eigene Vater: einmal im Jahr gehörte er für die Dauer des Urlaubs nur uns allein.

Die Kinder von nebenan verlassen mit freudigem Geschrei den Platz, rennen auf's Wasser zu. Die Mutter döst schon, Vater hat die Arme auf dem Rücken verschränkt und guckt um sich. Da begegnet er meinem Blick. So mit dem familialen Ritual eins, wird er von den Blicken einer fremden Frau getroffen. Er löst die Arme aus seiner rückwärtigen

Verschränkung, um sie vor der Brust zusammenzulegen. Dann wieder dieser kleine, kaum sichtbare Ruck des Körpers. Nun verändert er seine Stellung, indem er ein paar Schritte weiter nach vorne geht, sich vom angestammten Familienplatz entfernt. Mit diesen kleinen Veränderungen seiner Gestik, seines Minenspiels und seiner Körperhaltung hat er sich aus der Harmonie des Familienlebens gelöst, seine Ehemann-Haut abgezogen und ist nun frei für meinen Blick: als Mann, Objekt meiner möglichen Begierde. Ich wende mich ab. Wie häufig konnte ich schon diesen Wandlungsprozeß beobachten. Er erfüllt mich mal mit Ekel, mal mit Heiterkeit und Ironie.

Zwei Welten, die sich voreinander schützen müssen, nicht zueinander passen: die Rolle des Ehemannes, des Vaters und das durch den Blick einer Frau freigesetzte Spiel erotischer Phantasien. Ich muß an diese 'neuen' Väter denken, denen man in der letzten Zeit immer häufiger begegnet. Von weitem schon erkennt man sie an ihrem Gang, das Kind in einem Tuch vor den Bauch gebunden, die körperliche Mutter-Kind-Symbiose imitierend. Dazu das leicht verklärte Lächeln auf den Lippen. Jedoch im sich Nähern, wenn dein Blick an ihnen haften bleibt, dann geschieht wieder diese Freisetzung des männlichen Körpers vom Vater-Sein, in diesem Fall sogar manchmal so heftig, daß man den Eindruck gewinnt, das Kind falle ihm förmlich vom Bauch.

Doch am Strand ist alles viel komplizierter. Hier gibt es nämlich eine Leerstelle, die nur schwer zu füllen ist: die Nacktheit des männlichen Körpers, der von jeglichem Statussymbol entblößt ist. Kein Aktenkoffer, kein grauer, blauer, schwarzer Anzug, dessen Schnitt und stoffliche Beschaffenheit sich nochmal in Erlesenheit und Feinheit von dem des potentiellen Konkurrenten von nebenan unterscheidet (auch solche Dinge zeigen die Hierarchien in der Männerwelt an), kein großer Ledersessel, kein BMW. Lediglich der nackte Körper. Dessen Unbeholfenheit, nicht selten gepaart mit einer ästhetischen Reizlosigkeit, und das Eingebundensein in die Privatsphäre, in die Familie, berauben das Mann-Sein seiner wichtigsten Bestandteile: es ist entkleidet von den Repräsentanten seiner Macht. Die in öffentlichen Räumen gelebte Einheit von männlicher Macht, Statussymbolen, verdeckter Körperlichkeit und Erotik ist hier - im Strandleben - empfindlich verletzt.

Sein Körper ist es ja auch nicht, der als erstes wahrgenommen und beurteilt wird, strebt er nach Macht und ringt um Liebe. So möchte man doch eher zu der Annahme verführt sein, das Gegenteil treffe zu, sieht man sie sich allabendlich im TV auf ihrer Machttribüne präsentieren: diese Gruppen von Männern in Parlamentssälen, Sitzungsräumen, vor dem Weißen Haus, dem Kreml, bei Parteitag, Gewerkschaftstreffen: in ihrer Körpersprache, ihren Gesten und ihren äußeren Machtsymbolen verschwimmt alles zu einem einzigen unterschiedslosen Bild. Keine Verschiedenheit, keine Ästhetik, die transzendierte männliche Körperlichkeit in uniformierten Hüllen. So gesehen ist es also der männliche Körper als **letztes**, der das Verhältnis von Macht und Erotik bestimmt. Und so vermag ich auch - en passant gedacht - die männliche Unbeholfenheit angesichts ihrer körperlichen Nacktheit verstehen. Denn die prekäre Beziehung von Macht und Erotik zwischen den Geschlechtern in öffentlichen Räumen kreist um ein anderes: Besitz, Besitzergreifen, besitzen wollen, besitzen können. Und zum männlichen Begehren um die Vervollkommnung von Macht gehört die Frau. Erst die schöne Frau am Arm abends beim Diner zeigt doch so richtig deutlich, daß und wie überall 'besessen' wird.

Und der weibliche Körper?

Er jedenfalls trägt nicht - auch das läßt sich am Strandleben beobachten - das Schicksal der Transzendenz. Er ist - wenn schon - tief verwoben in den männlichen Machtpoker um's Besitzergreifen. Und da ist er ganz Immanenz: im Extremen ist er nur noch sich selbst verfallen. Nur noch weiblicher Körper zu sein und sonst nichts treibt die soziale Erfahrung auf die Spitze, in der Suche nach einer gesellschaftlichen Existenz und im Ringen um Liebe als Frau zuerst als Körper wahrgenommen und beurteilt zu werden. Das führt dann - im anderen Extrem - dazu, daß eine Frau alles daransetzt, um nur nicht zu zeigen, daß sie Frau ist. So hat auch schon die Frau in öffentlichen Machtpositionen ihre uniformierte Hülle: das Coco Chanel-Kostüm der A. Renger ist der schwarze Anzug des Genschers.

Mit einem Ruck werde ich aus meinen Gedanken gerissen.

Der Zug hält. Ich muß aussteigen. Zweifel, ob ich diese zwei Stunden Bahnfahrt angemessen genutzt habe zur Vorbereitung auf die anstehende Arbeit. Und doch hatten alle Träumereien, Gefühle, Gedanken und Blicke da ihren Bezugspunkt. Ich habe bis zum verabredeten Termin noch genügend Zeit, um mir ein langsames Gehen zu erlauben. Um mich herum geschäftige Hektik: alles rennt zu den gewichtigen Orten, den Versprechen von Macht und Erfolg. Als ich in's Taxi steige, bin ich eine von ihnen.

4. Rückfahrt. Wieder sitze ich im Speisewagen. Jetzt brauche ich keinen Kaffee mehr, sondern Wein. Ich fühle mich todmüde, aber mein Kopf hört nicht auf zu arbeiten. Ein Kompromiß wurde erzielt, in einer anderen Sache bin ich gescheitert, das nächste Mal. Und dann diese verdammte Stelle im Gespräch, an der ich mich nicht getraut hab, meine Position härter und klarer zu vertreten. Diese blöde Angst vor Abgrenzungen mit der anschließenden Rationalisierung, das könne der Sache schaden. Genau das Gegenteil ist der Fall. Die fehlende Souveränität ... Dabei bin ich so müde. Ertrage es kaum, die unweigerlich aufgeschnappten Gesprächsfetzen vom Nachbartisch mit anhören zu müssen. Sie können auch nicht aufhören. Ich werde mir in Frankfurt am Hauptbahnhof ein Taxi nehmen, für die Straßenbahn habe ich keine Nerven mehr. Ich muß heimlich über meine Blick-Geschichten und Phantastereien morgens auf der Hinreise lachen. Die Motivation für den speziellen Heimreise-Blick ist mir nun doch entschwunden.

So gehören Blick- und Machtspiele zu dem noch anstehenden Arbeitsalltag, der seine Kraft zu nicht unwesentlichen Teilen aus ihnen bezieht. Denn die Kraft (Macht) der Macht hat eine Zeitdimension: in kurzer Zeit muß alles das zusammengezogen werden, was eigentlich das ganze Leben ausmacht, was zur ganzen Person gehört - also: Zeit braucht (und zuwenig bekommt, daher Spannung erzeugt); und eine Mangeldimension: nie geht in ihr das auf, um was sie eigentlich buhlt: um Liebe, Zuwendung, Verehrung, Zuneigung. Auch deshalb die Erschöpfungszustände nach solchen Berufstagen. Sollte also das Wissen um diese verschütteten, nicht eingelösten und doch immer virulenten, lebendigen Dimensionen

im öffentlichen Machtspiel bei uns Frauen noch nicht so verdrängt sein? Ist es der heimliche Kampf um das Vergessen unökonomischer Wünsche, des Begehrens, der Enttäuschung und der Begrenzungen in männlichen Räumen, der die körperliche Anstrengung verursacht?

"Widerstand oder auch Fremdheit offenbart sich trotz unserer beharrlichen Lust zu siegen in der inneren Blockierung, die wir bei unserem Bemühen um eine gesellschaftliche Existenz erleben. Was da Nein sagt, und zum Hindernis wird, kann nicht benannt werden, weil es keinen Namen hat. Die Fremdheit besteht eben darin, daß sich etwas in uns nicht ausdrücken, nicht verwirklichen kann ... Unsere faktischen sozialen Rollen, die wir als Mütter, Hausfrauen, außer Haus Beschäftigte, Politikerin oder Arbeitslose leben, können zur Kritik an dieser Gesellschaft anregen; doch ist keine Kritik so radikal wie der Einspruch von etwas, das bei dem, was uns die Gesellschaft als Existenzmöglichkeit bietet, nicht mitmachen will."
(Sotta Sopra, Pflasterstrand 164, S. 24)

Zuhause präsentiert sich das erwartete Bild. Ich bin sogar zu faul und erschöpft, um das obligatorische Eiergericht herzustellen. Ich esse einen Apfel, der noch im Korb liegt, hole mir einen Joghurt aus dem Kühlschrank und schalte das Fernsehen ein. Jetzt bedaure ich auch nicht, keinen Zuhörer für die Geschichten des Tages zu haben. Genieße die Ruhe und lege mich wohligh auf die Couch, in eine warme Decke gewickelt. Allmählich spüre ich, wie sich der Körper entspannt - und mit einem Mal auch die Schmerzen, die mir untrüglich das kommende Blut anzeigen.

Ulrike Teubner

Zur Frage der Aneignung von Technik und Natur durch Frauen - oder der Versuch, gegen die Dichotomien zu denken.

Die Anfänge der Geschichte liegen im Dunkeln. Dieser Satz gilt in besonderer Weise für das Verhältnis von Frauen zu Technik und Naturwissenschaften. Nicht nur, daß in der sozialgeschichtlichen Technikforschung die Frauen als Erfinderinnen und das Geschlechterverhältnis oder die geschlechtliche Arbeitsteilung als Bezugsrahmen für Technik kaum thematisiert sind, auch Frauen, die das Verhältnis von Gesellschaft und Natur in bezug zur Männerherrschaft setzen, sehen sich vor allem mit dem Problematik kausalggeschichtlicher Ableitungen konfrontiert, d.h. mit der Tendenz, bestimmte Annahmen unhistorisch in die Geschichte zurückzuprojizieren.

Damit besteht in meinen Augen die Gefahr, daß Frauen selbst in der Kritik an männlicher Technik oder neuzeitlicher Naturwissenschaft den Dichotomien von 'Männlichkeit' und 'Weiblichkeit' verhaftet bleiben, ohne diese zugunsten einer Frauenperspektive zu überwinden. Die schlechte Alternative von Anpassung oder Verweigerung für Frauen in technisch-naturwissenschaftlichen Berufen wird damit fortgeschrieben.

Das erscheint um so problematischer, als Frauen und Technik geradezu zu einem - auch politikfähigen - Modethema geworden ist. Deutlich wird das am Computer.

Von allen Seiten ertönen Aufforderungen und Appelle an die Frauen, an allen Ecken und Enden entstehen die Modellversuche und Computerkurse für Frauen. In der bildungspolitischen Diskussion fällt dabei vor allem Folgendes auf.

So wie einerseits der Defizitansatz Hochkonjunktur hat - die unterschiedliche geschlechtsspezifische Sozialisation

wird zur Erklärung von 'Technikdistanz', 'Technikangst' und 'Barrieren von Frauen' herangezogen - so wird andererseits ein Stück Frauenrealität verschwiegen: z.B. der Anteil der Frauen in naturwissenschaftlichen Studienfächern jenseits der immer wieder zitierten 2 %-Marge in Maschinenbau und Elektrotechnik. Er beträgt in Biologie mehr als 50 %, in Chemie und Mathematik mehr als 30 %, liegt in der Informatik etwas unter 20 % und erreicht in Physik fast 10 %.

Ausgeblendet bleibt in diesem Zusammenhang die hohe Arbeitslosenquote von Ingenieurinnen, und es erfolgt so gut wie kein Hinweis auf die inzwischen mehrfach belegten Einsatzstrategien von qualifizierten Frauen in technischen Berufen: in Randbereichen und unterhalb ihrer Qualifikation (u.a. Rundnagel 1986).

Und völlig aus dem Blick geraten die Analysen zur Struktur des Ausbildungsmarktes, d.h. die Tatsache, daß Mädchen im Vergleich zu Jungen trotz besserer schulischer Abschlüsse schlechtere Chancen beim Zugang zu einer Ausbildungsstelle haben. Und wer mag sich angesichts der Plausibilität der geschlechtsspezifischen Sozialisation noch mit der Tatsache auseinandersetzen, daß die Struktur der weiblichen Ausbildungsberufe nicht die Wünsche und Interessen der Mädchen wiedergibt.

Gegen den Defizitansatz sprechen aber auch die in der Zwischenzeit mehrfach dokumentierten Ambivalenzerfahrungen von Frauen in naturwissenschaftlichen Studienfächern (Wagner 1986). Ebenso muß die Kritik von Frauen an der Methodik der Naturwissenschaften erwähnt werden (Rübsamen 1983).

Damit wird überdeutlich, daß das Verhältnis von Frauen zu Naturwissenschaft und Technik mehrere Ebenen hat. Es läßt sich nicht auf die Frage: 'Was können Frauen nicht?' reduzieren (Rudolph 1985).

Seit Frauen auf die Suche gehen nach Erklärungen jenseits des Defizitansatzes, ist das Wort von der Aneignung von Technik und Natur durch Frauen in der Diskussion, bzw. die Andeutung einer anderen Art der Aneignung von Natur durch Frauen.

Aneignung steht als Begriff für den theoretischen Versuch, die schlechte Alternative von Anpassung oder Ausgrenzung

zu überwinden und für Frauen Handlungsperspektiven zu entwickeln, die nicht im Entweder-Oder von Mitmachen-müssen oder Aussteigen steckenbleiben.

Nach C. Cockburn (1984) brauchen Frauen für die Entwicklung einer feministischen Strategie zum Einstieg in die Technik den festen Zugriff zu einer Theorie, die die Systematik der Männerherrschaft und den Anteil der Technik daran erklärt (Cockburn 1984, S. 206).

Auch für Ch. Woesler de Panafieu muß das Problem des Herrschaftsnexus von Technik, Herrschaft und Männlichkeit erneut analysiert werden (Woesler de Panafieu 1985, S. 30).

Technik gesehen somit als soziales Produkt, in dem sich die herrschenden Interessen widerspiegeln, wird auf den Aspekt Männerherrschaft hin analysiert.

In der Technik spiegelt sich das gesellschaftliche Vermittlungsverhältnis von Mensch und Natur.

Das Verhältnis von Mensch und Natur ist gesellschaftlich vermittelt, seit sich der Mensch aus dem unmittelbaren Naturzusammenhang gelöst hat, seit er also nicht mehr bloß Vorgefundenes als Werkzeug nutzt, sondern natürlich Vorgefundenes durch ein auf einen Zweck bezogenes Umgestalten verändert. In der Gesellschaftlichkeit des Werkzeugs zeigt sich die Vergesellschaftung von Natur, von innerer wie äußerer.

Wenn Gesellschaft den Konstitutionszusammenhang für Technik bildet, und damit auch für den Umgang mit der Natur, dann ist es nur naheliegend, nach dem Zusammenhang von Naturbeherrschung und Frauenunterdrückung zu fragen, bzw. in diesem Zusammenhang auch die Gründe für den Ausschluß von Frauen aus diesen Bereichen, die Fremdheit von Frauen in diesen Bereichen und die Kritik daran zu verorten.

Ich setze mich im folgenden mit dem Stand unserer Diskussion auseinander, frage also, ob wir bereits eine Theorie zum Anteil der Technik an der Männerherrschaft haben und weiter, was das für die Aneignung der Natur durch Frauen bedeutet.

Problematisch erscheint mir dabei, die These vom weiblichen Arbeitsvermögen zu wenden und auf die möglicherweise andere Art des Umgangs von Frauen mit Natur zu beziehen, wie es Uta Brandes im Rahmen der Tagung

'Frauen und Computer und Frauen' in Hannover (1986) gemacht hat.

Danach korrespondiert die herrschende Technik mit einem analytischen Arbeitsvermögen, das als männlich gilt. Dem steht das weibliche Arbeitsvermögen mit seinen synthetisierenden Qualitäten gegenüber.

Selbst wenn die Erfahrungsberichte von Naturwissenschaftlerinnen solche Assoziationen nahelegen, ist ein derartiger Ansatz verkürzt und in seiner Komplementarität von männlich-weiblich falsch, denn ganz ausgeblendet ist in diesem Fall die Herrschaftsbeziehung.

Das Entstehen neuzeitlicher Naturwissenschaft (15.-17. Jahrhundert) ist - so die feministische Analyse - gleichzusetzen und nur zu verstehen vor dem Hintergrund einer Neufassung des Geschlechterverhältnisses und einer Neudefinition von Natur. In diesem Prozeß setzt sich eine Form männlicher Herrschaft durch, sowohl über die Natur als auch über die Frau, mit dem Ergebnis, daß auch die Verbindung von Weiblichkeit und Natur neu gefaßt wird. Gerade weil aus der Geschichte gelernt werden kann, weil aus der Vergangenheit Anhaltspunkte für die Zukunft gewonnen werden können, ist es wichtig, diesen Prozeß genauer zu analysieren. Darin jedoch sehe ich eine Schwierigkeit oder einen Mangel unserer Diskussion.

Es ist üblich geworden, gegen die neuzeitliche Naturwissenschaft und gegen ihren Herrschaftsanspruch über die Natur Francis Bacon (1561 - 1626) als einen ihrer Begründer zu zitieren. Dabei fehlt in der Regel auch der Hinweis auf seine politische Rolle nicht, als Minister James I war er an der Hexenverfolgung beteiligt. Viele seiner Bilder und Metaphern über die Natur sind geeignet, den Herrschaftsanspruch des Mannes über die Natur zu verdeutlichen: so die Gleichsetzung von Wissen und Macht, die Aufforderung, der Natur ihre Geheimnisse wie unter der Folter zu entreißen (vgl. Scheich 1985). Die Aufforderung, mit dem Faseln und Spekulieren aufzuhören, und stattdessen in Erfahrung zu bringen, wie die Natur es macht, stammt von ihm. Ebenso wie die Aussage, daß man die Natur nur beherrschen kann, indem man ihr gehorcht. Die letzte Aussage ist aufschlußreich in bezug auf die Herrschaft über Natur. Keinesfalls ist sie zu deuten im Sinne eines kooperativen Paradigmas. Wenn Herr-

schaft nur möglich ist, indem die Diktate des Natürlichen befolgt werden, setzt das wiederum eine Definition von Natur voraus, die beherrschbar ist.

C. Merchant (1987) hat diesen Definitionsprozeß als den Tod der Natur bezeichnet. Es bedeutet, daß ein Naturbegriff sich durchsetzt, der von allen animistischen und teleologischen Deutungen befreit ist.

E. Bloch beschreibt diesen Prozeß als Ablösung der qualitativen Begriffe durch quantitative Begriffe. Weniger Bacon, aber "Galilei, Descartes und Kant sind in dem Gedanken vereint: Nur was mathematisch erzeugt ist, ist erkennbar, nur was mechanisch begriffen ist, ist wissenschaftlich verstanden". (E. Block, Gesamtausgabe Bd. 5, 1977, S. 778)

Die Natur als Subjekt oder Produktivität - natura naturans -, die schaffende Natur wird zum Objekt und Gegenstand von Erkenntnis als natura naturata, die nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten erfaßt werden kann.

Die Uhr gilt als Modell auch für die Funktionsweise der Natur, und daß die Natur als Ort der Materie, Kraft und Bewegung niemals Sprünge macht, gilt als sicher.

Gegenüber einer derart konzipierten Natur kann R. Descartes (1596 - 1650) den Anspruch erheben, daß die Herren Eigentümer und Herren der Natur sind, kann I. Kant (1724 - 1804) die Maxime vertreten, daß der Mensch der Natur die Gesetze durch den Verstand vorschreibt.

Auf die Bedeutung des Experiments als Medium der Naturerfahrung ist mehrfach hingewiesen worden.

"Nur wenn Erfahrung planmäßig herausgefordert wird, gegen individuelle Verzerrung geschützt werden kann und in mathematischer Formelsprache zu kanonisieren ist, gilt sie den Begründern der neuzeitlichen Wissenschaft als angemessener Zugang zu wahrer Erkenntnis. Über einen höchst virulenten Ausschließungsmechanismus definiert sich, was als 'Erfahrung' in die empirische Naturwissenschaft Eingang findet. Nur eine einzige Art der Erfahrung nämlich wird anerkannt: die (mit Hilfe technischer Apparaturen) meßbare und demonstrativ reproduzierbare des Experiments." (Hesse 1985, S. 17)

Das Verfahren ist analytisch-synthetisch; es geht um Zergliederung und Konstruktion unter der Prämisse, daß die Zerteilung des Gegenstands bis in seine letzten Elemente

möglich sei, daß ferner die Eigenschaften des Systems auf essentielle Qualitäten dieser Partikel zurückzuführen seien.

Nach C. Merchant (1987) verkörpert die von I. Newton entwickelte Mathematisierung des Weltbildes den Siegeszug der mechanistischen Naturanalyse, die auf dem Dualismus von passiver Materie und äußerer Kraft basiert.

Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang dann noch das Entstehen eines einheitlichen Vernunftsbegriffs, der auf Gesetzmäßigkeit, Einheitlichkeit und Universalität beruht, und mit dessen Hilfe die Ausgrenzung und Abwehr jener Bereiche von Wirklichkeit möglich werden, die sich der 'vernunftmäßigen' Erfassung entziehen.

Die drei Kritiken I. Kants stellen quasi den Höhepunkt neuzeitlicher Ausdifferenzierung des Naturbegriffs dar. (Böhme, Böhme 1985)

In dem Prozeß der Durchsetzung der mechanistischen Naturphilosophie und Naturwissenschaft erfährt auch die Gleichsetzung von Natur und Frau, die weder neu, noch historisch invariant ist, eine gewisse Veränderung. Im vornezeitlichen Naturumgang ist Natur sowohl das Fürsorgliche und Ernährende, dem Leben zu verdanken ist, als auch das Übermächtige und Bedrohliche.

Der Tod der Natur geht einher mit einer Stilisierung der Natur als das Feindliche und Chaotische und zugleich mit einer Passivisierung der Natur. Das mechanistische Modell der Beherrschung der Natur setzt nicht nur Distanz voraus, sondern Unabhängigkeit oder eine ideelle Loslösung, mit der die Tatsache verdrängt wird, daß auch der eigene Körper - wie auch immer vergesellschaftet - Natur ist.

Die Dichotomien von männlich-weiblich, Geist und Natur werden nun auf einen Naturbegriff bezogen, der die strikte Trennung des männlichen Subjekts von Natur und Frau möglich macht. Die Frau wird damit der toten, passiven, feindlichen Natur zugeordnet, jede Produktivität wird ihr abgesprochen.

Es ist sicherlich nicht zufällig, daß wir im 16. Jahrhundert eine Vielzahl von Abhandlungen über die Fortpflanzung finden und hierin vor allem die alte These Hochkonjunktur hat, wonach die Frau nur die Materie liefert, während der Samen das aktive Prinzip sei.

Die Lehre von der Passivität und Trägheit der Materie

und die Lehre von der passiven Materie der Frau - darin drückt sich die Gleichsetzung von Natur und Frau aus. Nach E. Fox Keller (1986) bedeutet die Durchsetzung der mechanistischen Philosophie die endgültige Niederlage einer Wissenschaft, die sowohl der Natur als auch den Frauen ein Körnchen Ehrerbietung garantiert hätte.

H. Böhme und G. Böhme (1985) weisen in dem Zusammenhang auf die Bedeutung der Anatomie für die neu entstehende Wissenschaft hin. Die Anatomie wird mehr und mehr zur Grunddisziplin der Medizin, sie setzt für die sich entwickelnde Naturwissenschaft methodische Maßstäbe in den Verfahren des Sichtbarmachens, Aufschneidens und Entdeckens.

Aber auch wenn nun der Herrschaftscharakter oder Verfügungscharakter neuzeitlicher Wissenschaft offensichtlich ist, wenn die machtbefördernden Trennung und Dichotomien nachgewiesen sind, erscheint es mir wichtig, auf zwei Punkte hinzuweisen.

Zum einen möchte ich eine Anmerkung von H. Böhme und G. Böhme (1985) verfolgen, wonach die Naturwissenschaft zwar ein Moment im Programm der Naturbeherrschung ist, jedoch nicht ihren Ursprung darstellt.

Formen der Naturbeherrschung waren in bestimmten Klassen der Gesellschaft bereits eine Selbstverständlichkeit bevor z.B. Descartes den Menschen zum Eigentümer der Natur erklärte.

Für die These, daß die Idee der Naturbeherrschung ein Produkt der höfischen Welt und der entwickelten Stadtkultur ist, lassen sich viele Beispiele anführen. Die Geometrisierung des Gartens - der französische Garten - und die Inszenierung der Jagd sind nur besonders plastische Beispiele.

"Die Natur bei Hofe muß sich restlos der gesellschaftlichen Form fügen, sie hat anzutreten wie die Bäume im Park. Als Requisite dient sie der Inszenierung des höfischen Lebens, sie erscheint nur wie auf dem Theater. Charakteristisch dafür sind die barocken Jagdsitten."

(Böhme, Böhme 1985, S. 41)

Zur Illustration: Die Jagd wurde vom Schloß aus betrieben. In der Regel trieben Treiber das Wild durch den Park, durch die Schneisen auf das Schloß zu und die Jagdgesellschaft schoß auf das verstörte und gehetzte Wild, vom

Schloßzimmer aus bei Unterhaltung mit Schokolade und ...

Die Naturbeherrschung am Menschen beschreibt R.z.Lippe (1974) am Beispiel der Entwicklung des höfischen Tanzes. Daß die Natur in der höfischen Gesellschaft nur Objekt menschlicher Verfügung ist, daß sich bereits in Vollendung das zeigt, was Herrschaft über die Natur ausmacht, führen H. und G. Böhme darauf zurück, daß der höfische Mensch in keiner direkten Beziehung zur Natur steht, daß er sich die Natur z.B. nicht durch Arbeit aneignet. Die Distanz schafft das Maß an Lieblosigkeit, mit der der Mensch über die Natur verfügt. Die höfische Naturbeziehung macht zwar auch hinreichend deutlich, daß Naturbeherrschung aus sozialer Herrschaft stammt, doch ist Skepsis angebracht gegenüber jedem Versuch, der auf eine eindimensionale Zwangsläufigkeit von Technik setzt.

Es würde sicher zu weit führen, wenn ich diesen Gedanken in bezug auf die Technikentwicklung ausführen und konkretisieren wollte.

Wichtig erscheint mir jedoch der Hinweis, daß Techniker und Ingenieure in der höfischen Kultur ihre Ideen und Fähigkeiten entfalten - gerade nicht in bezug auf die unmittelbaren Zwänge und Erfordernisse der Produktion.

Der Gebrauchswert vieler Erfindungen lag in seinem Unterhaltungswert für den Hof, in seinem Effekt in der Inszenierung von Natur im Sinne von Pracht, Ordnung und Macht.

Damit will ich nun nicht die Ähnlichkeiten leugnen, die zwischen der neuzeitlichen Naturbeherrschung und der Art der Beherrschung des Produktionsprozesses bestehen (Ullrich 1979), sondern wende mich gegen zu enge kausalgenealogische Erklärungsansätze.

Ebenso wie manche Technikkritiker schon in der Maschine, d.h. dem Prinzip einfacher Mechanismen, nur die Zweckmäßigkeit der Herrschaftsausübung für das Kapital sehen und damit eine Verkürzung vornehmen, besteht meiner Meinung nach in einem Teil der feministischen Analysen die Gefahr, den Herrschaftszusammenhang von Männermacht und Technik nicht mehr zu analysieren, sondern Männermacht und Technik jeweils gleichzusetzen ebenso wie jede Form der Naturbeherrschung mit Frauenunterdrückung.

Das führt zu einem Denkverbot vor allem im Umgang von Frauen mit Macht und Herrschaft und dazu, den Zusammenhang von Naturbeherrschung und Frauenunterdrückung als invariant anzunehmen.

Konsequenz der Gleichsetzung von Männermacht und Technik ist nicht nur die Ablehnung von Technik generell, sondern auch die Verpflichtung von Frauen auf einen anderen, d.h. herrschaftsfreien Umgang mit der Natur bzw. auf andere herrschaftsfreie Formen der Naturnutzung. (Jansen 1984)

Bevor ich meine Bedenken gegen diese Polarisierung und deren Konsequenzen ausführe, noch eine Zwischenbemerkung. Die Auseinandersetzung zwischen Vertretern der Kritischen Theorie um den Zusammenhang von Herrschaft und Technik hat Ch. Woesler de Panafieu (1985) aufgegriffen, indem sie vor allem die historisch zu unterscheidenden Rationalitätskonzepte herausgearbeitet hat. Sie teilt dabei Marcuses Analyse, wonach Wissenschaft und Technologie nicht unmittelbar Herrschaft sind, Technik mit Herrschaft weder gleichzusetzen, noch zu verwechseln sei. "Ihre Methode ist aber so strukturiert, daß in ihr Natur als Mittel, als bloßer Stoff für Kontrolle und Umwandlung konzipiert ist." (Woesler de Panafieu 1985), S. 36)

Gegen den in der Technik transportierten Herrschaftsanspruch setzt sie bei Frauen auf eine wertrationale Handlungsorientierung, und sieht darin nicht nur die Kritik von Frauen, sondern auch die Chance für alternative Ansätze von Frauen begründet.

Obwohl sich hier die Frage nach der Praxis geradezu aufdrängt, zumal wenn es um Frauen und Computer geht, will ich dennoch zunächst an einem weiteren Beispiel mein Problem mit der Polarisierung in unserer Theorie verdeutlichen.

Im Zusammenhang mit der Aneignung von Natur durch Frauen stellt Magie heute ein Schlüsselwort dar. Und die Kritik an neuzeitlicher Wissenschaft legt den Rekurs auf die Hexe unter doppeltem Gesichtspunkt nahe.

Die Hexe ebenso wie die Hebamme stand im Mittelpunkt der Auseinandersetzung in der Neufassung der sozialen Beziehungen und der Beherrschung von Natur. In der Verfolgung und Ermordung der als Hexen benannten Frauen vollzog sich ein gesellschaftlicher Wandlungsprozeß, der alle gesellschaftlichen Bereiche erfaßte und an dessen

Ende die Beherrschung des Menschen über den Menschen und über die Natur eine neue Stufe erreicht hatte.

Im Zentrum des Vorwurfs des Hexentums stand die Kopplizenschaft der Frau mit den geheimnisvollen Kräften der Natur. Da die Gleichsetzung von Frau und Natur jedoch nicht begründet sein kann, muß sich die Fragestellung auf den Inhalt der Komplizenschaft richten.

Und auf diese Frage antwortet die Literatur, daß Frauen - jenseits der Tatsache, was sie wirklich taten - eine andere Art des Umgangs mit der Natur repräsentierten. Frauen hatten Formen des sympathetischen, magisch-mimetischen Naturverständnisses entwickelt und eine darauf aufbauende Form der Naturerkenntnis. (Bovenschen 1977)

Bei aller Schwierigkeit, dieses Vermögen zu beschreiben, scheint doch eines klar zu sein: es konstituiert keine Herrschaftsbeziehungen.

Mimensis bedeutet - erfahren wir - weder einfache Anpassung, noch Nachahmung, sondern ein sich-Einlassen auf die 'Logik' des Gegenstandes. Wichtigstes Element des mimetischen Vermögens ist also die Einfühlung.

(Nölleke 1985)

Erkenntnis durch Sympathie hat aber eine lange Tradition, denn die Lehre von der Erkenntnis des Gleichen durch das Gleiche ist weder neu, noch frauentypisch.

Und obwohl der Unterschied zwischen den Formen des magisch-mimetischen Naturumgangs und den neuen naturwissenschaftlichen Methoden offensichtlich ist, frage ich mich, ob die Gegensätzlichkeit zwischen Kooperation und Beherrschung in ihrer Zuordnung so bestehen bleiben kann. Ich meine, daß diese Trennung nicht haltbar ist, nicht nur, weil auch der Renaissance-Magier mit den Dingen der Natur waltete, sie also in seinem Interesse manipulierte, allerdings unter Bezug auf eine andere ethische Begründung als F. Bacon oder seine Nachfolger.

D.h. magische Formen der Naturaneignung schließen Herrschaft über die Natur nicht aus, ebensowenig wie Formen der Machtausübung gegenüber Menschen. Weder die Hexenermordung, noch der magische Zugang von Frauen zur Natur sind geeignete historische Beispiele, um den Gegensatz von männlichen (= herrschaftsbezogenen) und weiblichen (= herrschaftsfreien) Formen der Naturaneignung zu begründen. Das Hauptproblem der hermeneutischen Retrospektion liegt gerade in der Verkenning des Subjekt-

charakters der Frau als Hexe. Daß die Frau als Subjekt der Naturaneignung - dafür steht die Hexe meiner Meinung nach - lediglich herrschaftsfreie Formen des Umgangs mit der Natur entwickelt hat, diese These kann ich nur bezweifeln. (Bovenschen 1977)

Statt Frauen, mit welcher Begründung auch immer, theoretisch auf den herrschaftsfreien Umgang mit Natur zu verpflichten, sollten wir genauer analysieren, welche Formen der Herrschaft über Natur wir historisch unterscheiden, was die Formen jeweils für das Verhältnis von äußerer und innerer Natur bedeuten, für die Arbeitsteilung nach Geschlecht usw.

Damit ließe sich die Problematik kausalgeschichtlicher Ableitungen und unhistorischer Projektionen überwinden zugunsten einer eher konstitutionslogischen Annäherung.

Aus diesem Grund erscheinen mir auch alle Ansätze von Frauen kritikbedürftig, in denen versucht wird, den Ausschluß der Frauen aus Naturwissenschaften und Technik durch einen Rekurs auf die Natur rückgängig zu machen, indem die Trennung von Natur und Gesellschaft weitgehend zugunsten einer in die Natur verlagerten Gesellschaft verschoben wird.

Gerade weil ich mich kritisch mit dem Ansatz auseinandersetze, will ich darauf hinweisen, daß ich ihn nicht für biologistisch halte.

M. Mies (1983) macht in ihrem Aufsatz 'Gesellschaftliche Ursprünge der geschlechtlichen Arbeitsteilung' den unterschiedlichen männlichen und weiblichen Gegenstandsbezug zur Natur zum Ausgangspunkt für die Entwicklung unterschiedlicher Werkzeuge. Aneignung von Natur heißt danach zunächst Aneignung der eigenen Körperlichkeit. Der Aneignungsprozeß ist bestimmt durch Arbeit und Produktionsmittel, die Entwicklung weiblicher Produktivität ist eine durch den weiblichen Körper bedingte. Gebären und nähren sind danach echt menschliche, d.h. historisch-gesellschaftliche Tätigkeiten. Die unterschiedliche Aneignung von Natur bildet den Ausgangspunkt für die Analyse der geschlechtlichen Arbeitsteilung, deren Entwicklung sich folgendermaßen schematisiert darstellen läßt.

Da die Produktion neuen Lebens eng verbunden ist mit der Produktion der Lebensmittel für dieses Leben, werden Frauen zunächst zu Sammlerinnen, später auch Ackerbäuerinnen. Die Subsistenzsicherung ist Angelegenheit der

Frauen, Männer gehen auf die Jagd mit unterschiedlichem Erfolg.

Frauen sind danach zwar die Erfinderinnen der ersten produktiven Wirtschaft, doch es gelingt ihnen nicht, ihre den Männern überlegene Produktivität gegen männliche Herrschaft zu sichern.

Denn während die Werkzeuge der Frauen Produktionsmittel im eigentlichen Sinn sind, sie werden benutzt um etwas Neues zu produzieren, das Produzierte zu transportieren und aufzubewahren, haben die Werkzeuge der Männer einen anderen Charakter. Da sein Verhältnis zu Natur instrumentell ist, er seinen Körper nicht als produktiv erfahren kann, entwickelt der Mann eine Herrschaftsbeziehung zur Natur mit dem Ergebnis, daß er Jagd, und Tötungswerkzeuge erfindet, deren Charakter zunächst ambivalent ist. Denn zum Einsatz kommen diese Werkzeuge erst in dem Moment, in dem die Männer das reproduktive Verhalten von Tieren erkennen, auf menschliche Gesellschaften anwenden und die Zwangsbewirtschaftung einführen.

Hier stellen sich - abgesehen davon, ob die Darstellung historisch gerechtfertigt ist - eine Reihe von Fragen, die alle darauf hinauslaufen, die implizite Selbsteinschränkung des weiblichen Aneignungsmodells zu hinterfragen: z.B. welche Konsequenzen zogen Frauen aus der Beobachtung des reproduktiven Verhaltens der Tiere, in welchem Verhältnis stand die Bedrohung der Ernte, Saat oder Frauen durch Tiere zur Werkzeugentwicklung usw.

Das Modell einer weiblichen Aneignung von Natur, in dem das Moment der Beherrschung oder Kontrolle ausgeklammert ist, enthält nicht nur Formen der Selbstbegrenzung - Frauen sind danach sowohl verteidigungsfähige Opfer, als auch an der Männertechnik unbeteiligt -, sondern auch Stilisierungen von Weiblichkeit, deren Ähnlichkeit mit patriarchalen Weiblichkeitsdefinitionen nicht zu übersehen ist.

Weil die Verpflichtung von Frauen auf die Fürsorge für das Leben mit den bekannten Konsequenzen aber selbst Bestandteil vergesellschafteter Weiblichkeit ist und in diesem Sinn auch eine historische Geschlechtskrankheit (Ch. Thürmer-Rohr 1986), ist sie denkbar ungeeignet für Projektionen und Konstruktionen aller Art. Die berechtigte Kritik an Männermacht und männlicher Technik führt auch in diesem Fall zu einer Polarisierung von männlich-weib-

lich mit der Konsequenz, daß Frauen nichts anderes übrig bleibt, als die Verweigerung gegenüber jeder herrschenden Technik.

Demgegenüber möchte ich für einen Ansatz plädieren, der beides möglich macht, die Einmischung und die Verweigerung. Das würde allerdings bedeuten, daß jeweils genauer zu bestimmen ist, wo Frauen sich verweigern und wo sie sich einmischen. Es würde allerdings auch bedeuten, daß Frauen ohne das zerstörerische Potential von Technik aus den Augen zu verlieren sich nicht länger blockieren lassen von dem Harmonisierungsgebot im Umgang mit Natur.

Ich will dazu im folgenden noch einmal auf die Ambivalenzerfahrungen von Naturwissenschaftlerinnen zurückkommen, die auf mehreren Ebenen liegen. Sie sind begründet zum einen in der Methodik und den Erkenntnisinteressen der Naturwissenschaften, aber ebenso gründen sie sich auf den Konflikt im Umgang mit Macht und Kontrolle bzw. ihrer Ablehnung.

Die von Frauen beschriebenen Spannungen im Studium und in der Erwerbsarbeit führt I. Wagner (1985) auf die enge Verflochtenheit naturwissenschaftlichen Arbeitens mit Macht und Kontrolle zurück. Zugleich ist anzumerken, daß Männlichkeit sich im Umgang mit Technik bestätigt.

Frauen haben gerade aufgrund des Zusammenhangs von Naturbeherrschung und Frauenunterdrückung ein besonderes Interesse an der Kontrolle von Macht und Herrschaft - darauf ließe sich eine wertrational begründete Aneignungsstrategie von Frauen gegenüber Natur und Technik beziehen. Dies schließt die Sinnfrage ein, denn selbstverständlich soll Technik nicht länger menschenfeindlich, umweltzerstörend sein.

Frauen haben weiter ein Interesse daran, sich nicht in lähmende Alternativen zu verstricken, insofern könnte offensiv ein Pluralismus unterschiedlicher Wege vertreten werden. In Bezug auf den Computer bedeutet daß, daß Frauen sowohl diese These überprüfen, der Computer ließe sich als Werkzeug und Hilfsmittel einsetzen (Genth 1985), als auch Formen des Widerstands gegen die digitale Verunft organisieren.

Insofern wäre zum einen die Autonomie von Frauen zu organisieren.

Frauenforschung in den Naturwissenschaften hat noch kaum begonnen. Jenseits der Forschungen von Sozialwissenschaftlerinnen über die Bedingungen der Naturwissenschaftlerinnen erscheint mir die Herstellung von Formen interdisziplinärer Zusammenarbeit auf verschiedenen Ebenen besonders wichtig. So z.B. wenn es darum geht, neue Inhalte von Naturwissenschaft und Technik zu definieren.

Wie der Naturbegriff und die Forschungs- oder Erkenntnismethoden in den Naturwissenschaften geändert werden könnten, dazu liegen auch aus den USA erste Ansätze vor. Gegen das Vorherrschen eines hierarchischen Ordnungsbzw. Gesetzesbegriffs gegenüber der toten Natur setzt z.B. Fox Keller (1986) (in Würdigung der Arbeiten B. McClintocks) die Kategorien Komplexität und Differenz.

Gegen mögliche Mißverständnisse: das bedeutet keine Übernahme jener neuen ganzheitlichen Sichtweisen (mitsamt der Funktionalisierung des Weiblichen) einiger moderner Naturwissenschaftler (Capra, Prigione), und es bedeutet auch keine Gleichsetzung von biologischem und sozialem System.

Das vermeintliche Lernen aus der Natur enthält für Frauen mehr Fallen als Perspektiven.

Autonomie organisieren bedeutet aber auch, die Formen des Widerstands und der Verweigerung zu entwickeln ebenso wie die Gründung von Frauenkooperativen im technisch-naturwissenschaftlichen Bereich.

Wenn es z.B. um den Widerstand gegen die digitale Vernunft geht, um die Entwicklung einer wertrationalen Handlungsperspektive, sind wir auch hier auf Zusammenarbeit angewiesen, denn es reicht nicht länger aus, Technikfolgen in bekannter Weise zu problematisieren. Das gilt auch für die Frage nach dem Werkzeugcharakter des Computers. Ihn zu bestimmen setzt Kenntnis seiner Funktionsweise voraus, d.h. der Aussagenlogik und ihrer Konsequenzen für Arbeit und Leben von Frauen.

Literatur

- E. Bloch, Das Prinzip Hoffnung, Gesamtausgabe Bd. 5, Frankfurt 1977
- H. Böhme, G. Böhme, Das Andere in der Vernunft, Frankfurt 1985
- S. Bovenschen, Die aktuelle Hexe, die historische Hexe und der Hexenmythos, in: G. Becker, u.a., Aus der Zeit der Verzweigung, Frankfurt 1977
- C. Cockburn, Weibliche Aneignung von Technik, in: Das Argument Nr. 144, 1984
- E. Fox Keller, Liebe, Macht und Erkenntnis, München 1986
- H. Hesse, Wissen, wie die Natur es macht, in: Konkursbuch 14, 1985
- S. Jansen, Magie und Technik, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 12/1984
- R. Genth, Patriarchale Naturbeherrschung, Weiblichkeit und phallokratische Naturzerstörung, in: Ch. Kulke (Hg.), Rationalität und sinnliche Vernunft, Berlin 1985
- R.z.Lippe, Naturbeherrschung am Menschen, Bd. I, II, Frankfurt 1974
- C. Merchant, Der Tod der Natur, München 1987
- M. Mies, Gesellschaftliche Ursprünge der geschlechtlichen Arbeitsteilung, in: C.v.Werlhof u.a., Frauen, die letzte Kolonie, Reinbek 1983
- B. Nölleke, In alle Richtungen zugleich, München 1985
- R. Rübsamen, Patriarchat - der (un)heimliche Inhalt der Naturwissenschaft und Technik, in: L.F. Pusch (Hg.), Feminismus, Inspektion der Herrenkultur, Frankfurt 1983
- H. Rudolph, Frauen in der Technik: Sand oder Öl im Getriebe? in: J. Berg-Peer u.a., Ingenieurinnen, TU Berlin 1985
- R. Rundnagel, Integrationsprobleme von Ingenieurinnen in den ersten Berufsjahren, Marburg 1986

E. Scheich, Denkverbote über Frau und Natur - Zu den strukturellen Verdrängungen des naturwissenschaftlichen Denkens, in: Ch. Kulke (Hg.), Rationalität und Sinnlichkeit, Berlin 1985

C. Thürmer-Rohr, Femininisierung der Gesellschaft, Weiblichkeit als Putz- und Entseuchungsmittel, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 18/1986

O. Ullrich, Technik und Herrschaft, Frankfurt 1979

I. Wagner, Das Erfolgsmodell der Naturwissenschaften, in: K. Hausen, H. Nowotny (Hg.), Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt 1985

C. Woesler de Panafieu, Zum Übergang von der instrumentellen zur digitalen Vernunft, in: Ch. Kulke (Hg.), Rationalität und sinnliche Vernunft, Berlin 1985

Barbara Rendtorff

Macht und Ohnmacht - Liebe und Kampf zwischen Müttern und Kindern

Es gibt Berge von Literatur über Mütter: über das, was sie für ihre Kinder tun sollen, was sie ihnen antun, Rückblicke, Leitfäden, Abrechnungen. Meistens werden da die Auswirkungen mütterlichen Handelns seziert und bewertet: das Ergebnis im Kind.

Mir geht es hier um die 'heftige Kraft der Gefühle' in der Beziehung zwischen Mutter und Kind, um Macht und Ohnmacht, um Liebe und Zorn, die so dicht beieinander liegen.

Die Beziehung zwischen Mutter und Kind ist zunächst einmal als ganz außergewöhnliche Beziehung zu sehen, und zwar in mehrerer Hinsicht:

- als Beziehung allergrößter Intimität und Nähe. Darin hat sie zwar Ähnlichkeit mit jeder anderen Liebesbeziehung, ist von diesen aber doch im Kern verschieden.

Intimität und Nähe sind tendenziell immer bedrohlich - und in dieser Beziehung sind sie es in ganz spezifischer Weise.

- als Beziehung gegenseitiger Abhängigkeit. Das trifft auch tendenziell auf alle Liebesbeziehungen zu, ist aber auch durch die Art des Versorgungsverhältnisses und die Ungleichheit der Liebespartner hier anders - was z.B. zu einer größeren Bereitwilligkeit führt, die Abhängigkeit einzugehen/anzunehmen, als anderswo; und zu fast totaler Chancenlosigkeit, der Abhängigkeit zu entgehen; und insgesamt den Umgang mit dieser Abhängigkeit, ihre Bewertung und Wahrnehmung bestimmt.
- als Liebesverhältnisse mit erotischen Anteilen, aber

ohne genitale Sexualität.

Gleichzeitig ist es eine äußerst gewöhnliche Beziehung, weil sie in der Regel ja die erste Objektbeziehung ist, also (wenn auch nur in gewissem Maße) diejenige Beziehung, die alle späteren Beziehungen strukturiert. Die Beziehungen zwischen Erwachsenen, wie wir sie täglich leben, sollten/könnten/müßten also von der Grundlage dieser ersten Beziehung her weiterentwickelt sein.

Das sind sie aber nicht, denke ich. Denn viele positive, starke, prägende Elemente, die in dieser ersten Beziehung gelebt worden sind, oder angelegt waren, werden später verdrängt, vergessen, verachtet und gehen ganz verloren. Dazu kommt die Tatsache, daß die Erkenntnis der prägenden, strukturierenden Bedeutung dieser ersten Beziehung sehr dazu verleitet, den Blick ausschließlich auf diese zu richten, sie unhistorisch und beziehungslos als Anfang zu setzen.

Die Fixierung auf die ersten Jahre und die Mutter-Kind-Dyade halte ich zum einen auch für übersteigert und beschränkt, die exklusive Betrachtung der Mutter darin ist ganz sicher fatal und falsch. Der Mutter höchstpersönlich wird eine lebensbestimmende (und das heißt gleichzeitig: quasi welt-bestimmende) Wirkung zugeschrieben, die nicht mehr korrigierbar erscheint. Gleichzeitig wirkt in dieser Beziehung ja noch etwas anderes als nur die Mutter selbst. Wir haben es ja nicht nur mit einer privaten Beziehung zweier Personen zu tun - sondern sie ist Abbild einer gesellschaftlichen Geschlechterstruktur. Das macht sie erstens insgesamt veränderbar und zeigt zweitens ihre doch nur recht partielle unmittelbare Bedeutung.

Die Wahrnehmung der Bedeutung der Mutter/des mütterlichen Handelns hat sich ja historisch extrem verändert, durch die Entstehung des Bürgertums/der bürgerlichen Familie, die Psychoanalyse, die Frauenbewegung und nicht zuletzt durch die zunehmende Psychologisierung des Alltagshandelns - und zwar hat sie genau diese Richtung eingeschlagen: hin auf das sehr einseitige Achten auf die Zweisamkeit, die Exklusivität der Beziehung zwischen Mutter und Kind, die völlige De-Thematisierung der Bedeutung der Väter und der sozialen Umwelt.

Heutzutage kreist die Diskussion bzw. die öffentliche

Wahrnehmung von Müttern (z.B. in den Medien) um Schuld, Leistung, Versagen - bezeichnenderweise fast ausschließlich unter negativem Vorzeichen. Wenn ein Kind nett, fleißig etc. ist, schaut man auf das Kind, ist es ein nettes fleißiges Kind etc. - wenn es auffällig ist, schaut man auf die Mutter und sucht die Schuld bei ihr. D.h.: die Intimität und Nähe der Mutter-Kind-Beziehung werden ganz fatal mit Leistung und Schuld verknüpft.

Indem die Mütter als individuell Handelnde gesehen werden, kommt man auch elegant um die Notwendigkeit herum, gründlich und grundsätzlich zu überprüfen, wessen Kopf sie sich eigentlich zerbrechen, in wessen Interesse sie handeln etc.

In dem Starren auf ihr als individuell begriffenes Handeln (und meistens: Versagen) liegt eine Fixierung beider, der Mutter und des Kindes, auf diese sowieso schon vorhandene gesellschaftliche Struktur und ihre ideologischen Grundlagen.

Gleichzeitig ist die Bewertung dieses scheinbar individuellen Handelns (besonders in den letzten Jahrzehnten) ständig angestiegen - und zwar nicht 'Bewertung' im positiven Sinne, sondern die Bedeutung betreffend, die die Gesellschaft - und damit natürlich auch wir selber - diesem mütterlichen Handeln beimessen. Ich möchte behaupten, daß wir z.Zt. mit einer grandiosen (Selbst-)Überschätzung der Bedeutung der Mütter zu kämpfen haben, bei uns selbst wie insgesamt in der öffentlichen Diskussion.

Hierbei werden zwei ganz widersprüchliche Elemente miteinander verknüpft: das sind Liebe und Verpflichtung. Man wischt nicht aus Liebe einem Kind den Hintern ab (sondern: weil es das selbst nicht kann), räumt auch nicht aus Liebe stundenlang Spielsachen auf oder kratzt den Kartoffelbrei von der Tischdecke.

Auf dieser Ebene der Versorgungstätigkeiten ist die Beziehung ein Zwangsverhältnis, bei dem wir nicht die Wahl haben, alle diese Dinge nicht zu tun. Wir tun sie aus der Notwendigkeit, die aus der objektiven Unfähigkeit des Anderen, des Kindes, entspringt, und weil sonst niemand anderes da ist, der es tut.

Aber auch auf der 'positiven' Ebene der Gefühle hat diese

Liebe sehr viele Anteile, die mit Liebe sehr wenig zu tun haben. Denn es ist sehr schwer, einen Menschen (das Kind) für sich, wie er/sie ist, zu lieben, den man erstens lieben muß ('lieben' in der Bedeutung von: für ihn da sein, die Bedingungen seines Lebens herstellen), und den man zweitens ja garnicht kennt, weil er sich und seine Persönlichkeit erst entwickelt.

Viel mehr als in jeder anderen Liebesbeziehung (die sicher auch solche Anteile hat) lieben Mütter in ihren Kindern sich selbst - d.h. das Kind dient als Phantasie der Verlängerung/Erneuerung ihrer selbst, als ihr Produkt, Beweis ihrer Tüchtigkeit (was ja real alles auch z.T. zutrifft) - das ist u.a. ein Impuls für das, was gemeinhin 'Erziehung' genannt wird: daß wir nämlich die Macht, die wir in der Beziehung haben, gezielt dafür einsetzen, das Kind auf ein bestimmtes Ziel hinzubewegen, was aus uns gesetzt ist (bzw. aus den von uns selbst verinnerlichten Normen), weniger aus dem Kind selbst. Begriffe wie Achtung, Unterstützung, Respekt, die ein ganz wesentliches Element des von Müttern geforderten Handelns bzw. ihrer Haltung viel eher bezeichnen würden, werden in diesem Zusammenhang dagegen wenig verwendet (höchstens als Anforderung an den Gehorsam des Kindes).

Zweitens lieben die Mütter in ihren Kindern die Phantasie von der Liebe, von einer Liebe, die keine Bedingungen stellt, die endlos ist, nicht in Frage gestellt wird etc. Einer Liebe eben, wie sie ihnen selber versprochen worden war von der allmächtigen Mutter, dem Prinzen und dem lieben Gott, wie sie aber nie geworden ist und niemals sein wird.

Diese Verbindung von Liebe+Erziehung+Leistung (daß das Kind also eine bestimmte Zielvorstellung erfüllen soll) ist übrigens - neben anderen, die gleich noch zur Sprache kommen - auch ein Punkt in der Erklärung für den mütterlichen Zorn und Haß auf Kinder. Die Enttäuschung und Bedrohung, wenn die eigene Größenphantasie (Größenwahn - eleganter: idealisierte Projektion) enttäuscht, durchbrochen, als unerfüllbar erkannt wird, ist viel größer, liegt viel tiefer, als nur der Zorn über ein ungehorsames, quengeliges oder sonstwie sich unerfreulich gebärdendes Kind. Daß das Verhältnis der Mutter zum Kind (und natürlich auch umgekehrt) überhaupt in seiner elementaren Sub-

stanz als Liebe deklariert ist, schafft erst die ganze Verstrickung.

Wenn es also irgendeinen Begriff gibt, der die Mutter-Kind-Beziehung insgesamt und umfassend charakterisiert, dann ist es gewiß nicht der Begriff 'Liebe', eher schon 'Ambivalenz', 'Widersprüchlichkeit'. Ambivalenz zieht sich durch diese Beziehung wie ein roter Faden, und daß wir (wie überhaupt unsere Kultur insgesamt) mit Ambivalenzen nicht umgehen können, ist schon das Hauptproblem.

Das beginnt schon mit der Schwangerschaft - bzw. eigentlich natürlich schon vorher, durch die ständige Konfrontation mit der Möglichkeit einer Schwangerschaft, ganz gleichgültig, ob sie als Wunsch oder als Angst und Bedrohung erfahren wird, mit der Bewegung des Zyklus', mit dem ganzen gesellschaftlichen Umgang mit Menstruation als Krankheitssymptom etc. - aber das führt jetzt zu weit.

Die Schwangerschaft selbst und die erste Zeit mit dem Kind bringen eine im wahrsten Sinne des Wortes völlige Umgestaltung der Frau nach einer eigenen, von ihrem beeinflussenden Willen unabhängigen Gesetzmäßigkeit:

"Schwangerschaft ist ein langes Warten, bei dem du lernst, was es heißt, völlig die Herrschaft über dein Leben zu verlieren. Es gibt keine Kaffeepausen, keine Feiertage, in denen du deine normale Figur und dein Selbst wieder gewinnst, um dann erholt wieder an deine Arbeit zu gehen. Nicht einmal für eine halbe Stunde kannst du dir das Ding gewünschen, das dich so aufbläht, das deinen Bauch dehnt, bis du denkst, die Haut müsse platzen, und das dich von innen her tritt, bis zu schwarz und blau bist. Nicht einmal zurückschlagen kannst du, ohne dich selbst zu verletzen. Der Zustand und du, ihr seid identisch: du bist kein Mensch mehr, sondern eine Schwangerschaft."

(1)
So gesehen ist Schwangerschaft ein extrem fremdbestimmter Vorgang, es gibt keinen anderen, der diesem vergleichbar wäre. Die Hilflosigkeit gegenüber einer unheilbaren Krankheit z.B. ist etwas ganz anderes: in der Schwangerschaft ist es ja nicht der Zustand allein, der als belastend empfunden wird, sondern daß dieser Zustand in dem Wohl eines anderen begründet ist, du gibst dich auf und unter-

wirfst dich für ein Kind, das du noch nicht einmal kennst. Es frißt dich innerlich auf, und dann, wenn es geboren ist, mußt du es noch dafür lieben, denn es ist ein Teil von Dir, es ist ja mit deinen lebendigen Energien gewachsen und wird diese noch unabsehbar lang beanspruchen.

Das alles beschreibt natürlich nur eine Seite, eine mögliche Empfindung der Schwangerschaft. Gleichzeitig gibt es auch keine dem Austragen und Gebären vergleichbare Produktion. Allerdings hat sie nur den Charakter einer selbsttätigen Entwicklung. Es erscheint gemeinhin nicht, daß Energie, Arbeit und Gefühle der Frau das Kind wachsen und zur Welt kommen lassen, sondern die Eigendynamik der natürlichen Entwicklung, die sich des Körpers der Frau als Nährboden bedient - so wie übrigens grundsätzlich die Arbeit der Frauen im sogenannten Reproduktionsbereich nie als Arbeit und aktive Tätigkeit erscheinen, sondern als passives Da-Sein und So-Sein - obgleich doch Zuwendung, emotionale Sorge, Zur-Verfügung-Stehen als Fluchtpunkt, Auseinandersetzungs- und Lernpartner im höchstem Maße verantwortungsvolle, die ganze Person fordernde und erschöpfende Tätigkeiten und Haltungen sind. Daß Kinder lernen: laufen, sprechen, anziehen, spielen - erscheint gemeinhin als eigenständige Entwicklung des Kindes (Ausnahme natürlich: Höflichkeit und gutes Benehmen), die Frau wartet gewissermaßen darauf, daß sie das können, so wie sie auch darauf wartet, daß das Getreide aufgeht, der Schnittlauch wächst und die Tomaten reif werden. Wachstum, Entwicklung, Leben und Lernen erscheinen als selbsttätige Bewegung des jeweils anderen, das von der Frau dazu Beigetragene als Liebe und Sorge, als Bestandteil ihrer Fraulichkeit und nicht als Arbeit. Aber Kinder sind keine Tomaten.

Schwangerschaft und die erste Zeit mit dem Kind eröffnen also neben dem extremen Ausgeliefert-sein auch das Gefühl von Körperlichkeit, von eigenständiger Produktivkraft; die Versorgung und die Beschäftigung mit den Kindern, diese (im glücklichsten Fall) engste und vertrauensvollste Beziehung, ermöglicht viele auch befriedigende Erlebnisse und Erfahrungen: gebraucht zu werden, unersetzbar wichtig zu sein, geliebt zu werden, Macht zu haben. Und obgleich das Verhalten der Mutter - und in der Folge sehr schnell

auch des Kindes - von gesellschaftlichen Normen, Vorstellungen und Anforderungen geleitet ist, erscheint diese Beziehung doch als eine unmittelbar menschliche und bedürfnisorientierte private Beziehung. Aus dieser Privatheit bleibt die äußere Realität: Arbeitswelt, politische Lage, öffentliches Leben weitgehend ausgeklammert, die Erfahrungen 'drinnen' sind grundsätzlich anders als 'draußen'. Hier drinnen hat Arbeit den Charakter von Zuwendung, Produktivität gilt dem Leben und alltäglichen menschlichen Bedürfnissen, es gibt die Möglichkeit einer Machtausübung, die ein Vertrauen des Schwächeren zuläßt, die Erwartung der Hilfe rechtfertigt.

In diesem 'privaten' Bereich der Mutter-Kind-Beziehung gelten also tendenziell (und immer nur dem Ansatz und der Hoffnung nach) andere Werte und Ideale als im Arbeitsprozeß und der gesellschaftlichen Realität 'draußen'. Jede Schwangerschaft, jedes neue Kind bringt wieder aufs Neue die Hoffnung auf die 'ganz andere Beziehung', auf die Erfahrung der Aufwertung, auf die Bestätigung durch eine gelungene Erziehung, auf Glück und Veränderung.

Diese Hoffnung wird natürlich nie bestätigt, nie erfüllt - im glücklichen Fall doch nur partiell.

Denn die Struktur dieses Innenverhältnisses, wie ich sie gerade angedeutet habe, existiert erstens nicht so konfliktfrei, weil sie vom sogenannten Außen ständig gestört, berührt, korrigiert wird - außerdem ersetzt sie ja das gesellschaftliche Außenverhältnis nicht und soll es auch nicht ersetzen. Wenn/solange das Innenverhältnis aber nur als Nische, als geschützter Raum gesehen wird, kann es noch nicht einmal verändernd auf die Außenverhältnisse wirken. Besser gesagt: es können die Personen nicht die produktive Differenz dieser beiden Welten, ihre Unversöhnlichkeit und Zusammengehörigkeit erkennen, sich auf sie einlassen und sie produktiv bearbeiten. Und genauso wenig wie das widersprüchliche Verhältnis zueinander wird die den Verhältnissen innewohnende Widersprüchlichkeit und die höchst ambivalente Ausstattung der Beteiligten erfahrbar.

Indem die individuelle Bedeutung der Mutter nicht ihre Macht, sondern ihre 'Verantwortung' genannt wird, unterliegt sie nur wieder der gesellschaftlichen Anforderung, das Vorhandene zu bestätigen und der gesellschaftlichen

Kontrolle in der Form des Leistungsprinzips, die sich auf beide - Mutter und Kind - erstreckt. Das hat zur Folge, daß das, was das Innenverhältnis der Mutter-Kind-Beziehung ganz spezifisch bestimmt, garnicht sichtbar wird.

Außerdem erweist sich die Beziehung zum Kind natürlich - entgegen allen Wünschen - als im Alltag höchst ambivalent. Das hat zunächst eine sozusagen 'natürliche' (notwendige) Seite, die läßt sich am deutlichsten an Beispielen aus der ersten Zeit, der Säuglingszeit, beschreiben.

Ein Neugeborenes hat alle 2 - 3 Stunden einen leeren Magen. Bei sofort erfolgter Zurichtung kann man es vielleicht auf einen vierstündigen Hungerrhythmus trimmen. Sagen wir, die Mutter stillt drei Monate voll und weitere drei Monate teilweise - das Stillen bestimmt ein halbes Jahr lang ihren Tageslauf. Mindestens viermal am Tag oder öfter, vielleicht noch in der Nacht, muß sie sich Zeit nehmen, sich in Ruhe hinzusetzen, dem Kind die Brust geben. Das Kind ist von dieser persönlichen Zuwendung total abhängig, die Mutter allein hat, was es braucht. Für die Mutter also: eine Erfahrung höchster Macht und Verantwortlichkeit. Einerseits. Denn die Mutter ist genauso abhängig vom Kind. Da sein Wohlergehen von ihr abhängt, kann sie sich nicht von ihm trennen, jedenfalls nicht länger als vier Stunden. Ihr eigenes Wohlergehen steht im Gegenteil überhaupt nicht zur Debatte: gegen den tiefen Jammer eines vor Hunger schreienden Kindes kann Müdigkeit, Gereiztheit, Zorn kaum bestehen (geschweige denn: einfach die Lust, etwas anderes zu tun, ins Kino zu gehen ...)

Und: es ist nicht irgendetwas Äußeres, was sie in dieses Versorgungsverhältnis (und Liebesverhältnis natürlich) einbringt, sondern ihr Körper. Der Stolz und die Rührung hierüber geht untrennbar einher mit den Angstphantasien, aufgelesen zu werden, mit Mordwünschen und der ganzen Aggressivität, die das Festgebunden-Sein, das 'Zur-Verfügung-Stehen-Müssen' auslöst. Diese vielleicht intensivste körperliche Zuwendung, Wegschenken eines Teils des eigenen Körpers, richtet sich nie nach dem Bedürfnis der Gebenden - stets nach dem des Kindes: Macht und Abhängigkeit.

Abgesehen von der Befriedigung realer Hungergefühle würde das Kind auch gern viel häufiger an der Brust nuckeln, wenn es müde ist, unruhig, traurig, ihm etwas weh tut. Dem kann die Mutter unmöglich nachkommen - sie vermittelt also die Erfahrung größter Lust und bitterster Versagung - und sie weiß es.

Dieses Wissen ist die tiefste Einsicht in menschliche Beziehungen, Grundlage der Weisheit - besser gesagt: könnte es sein, wenn es dazu freigegeben wäre. Unter den gegebenen Umständen bleibt es gefangen in der Schuld der Mütter.

Jene komplexe und schwierige Situation kennzeichnet also die ersten Lebenserfahrungen jedes einzelnen Menschen - man sollte wohl erwarten, daß die Mütter hier stützend und mit liebevoller Zuwendung, mit Gesprächen und Hilfen begleitet werden. Erstaunlicherweise ist dies ganz im Gegenteil überhaupt kein öffentliches Thema. Verwirrt und geschwächt durch ihre eigenen aufwühlenden Empfindungen müssen die Frauen diese Erfahrungen allein vermitteln - und diese Leistung wird nicht etwa bewußt mißachtet, wie z.B. die materielle Hausarbeit, sondern nicht einmal gesehen. Der großen Macht der Mütter entspricht kein gesellschaftliches Äquivalent, weder ökonomisch noch ideologisch.

Das ist mit Sicherheit kein Zufall, kompliziert aber das Verhältnis um eine weitere Ebene: zu der Erfahrung der widersprüchlichen Einheit von Macht und Abhängigkeit gegenüber dem Kind kommt die ebenso widersprüchliche Verbindung von Macht und Machtlosigkeit, das Mißverhältnis zwischen den Anforderungen an sie als Frau und als Mutter. Die tatsächlichen und ideologischen Bestimmungen dieser beiden Elemente der Lebensweise von Frauen entsprechen einander nicht - ja, widersprechen sich.

In der gesellschaftlichen Ideologie bezeichnet 'Frau' eine Unterlegenheitsposition: anpassungsbereit, passiv, abhängig, in vieler Hinsicht diskriminiert und eingeschränkt. Die Situation 'Mutter' dagegen fordert auch das Gegenteil davon: Souveränität, Selbst-Sicherheit, Entscheidungsfreudigkeit, Verteidigungsbereitschaft. Als gesellschaftliche Gruppe sind Frauen machtlos, als Mütter haben sie eine extreme Macht über ihr je einzelnes Kind, wobei die Zu-

weisung der gesellschaftlichen Machtlosigkeit der Frau gleichzeitig die Macht der Mutter im Innenverhältnis fatal vergrößert, und: Weil es keine gesellschaftliche (d.h. verallgemeinerte und verallgemeinerbare) Macht ist, bleibt sie individuell isoliert, einsam, für die Gesellschaft unkontrollierbar/für die Mutter unaufteilbar.

Da ihr die Unterstützung verwehrt wird, wird die Frau mit nicht lösbaren Widersprüchen allein gelassen unter dem Druck, sie in eine lebbare Form zu bringen und weiterzugeben. Und diese Lage bleibt sehr lange bestehen - wenn auch, dem zunehmenden Alter des Kindes entsprechend, mit wechselndem Inhalt und Vorzeichen.

Die allererste Zeit ist bestimmt von dem totalen Anspruch (des Kindes), dem totalen und umfassenden Gefordert-Sein (der Mutter). Wobei auch dies schon Interpretation ist: total sind tatsächlich die Bedürfnisse, aber nicht ihre exklusive Richtung auf die Mutter.

Mit der Zeit muß die Mutter dazu übergehen, sich anders zu verhalten, Selbständigkeit zuzulassen und zu provozieren, das Kind zu ermutigen. Und dabei immer wissen, wie das Verhältnis von Schutz-Bieten und Abweisen, Hinausschicken richtig dosiert ist., d.h.: wie sie ihr eigenes Überflüssig-Sein am besten selbst steuert.

Da fragt man sich doch, wie das ein Mensch (in unserer Kultur) überhaupt gut hinkriegen kann.

Das ist ja in den letzten Jahren ein ungemein beliebtes Thema geworden, in den Medien und in der Psycho-Literatur: daß die Mütter ihre Kinder eben nicht loslassen wollen, sondern sie krallen, wenn sie wegstreben (überhaupt: daß sie an allem schuld sind). Ich finde es unglaublich zynisch, dieses Festhalten-Wollen (soweit es nicht sowieso herbeidiskutiert wird) immer als unreife Entwicklung einer jeweils einzelnen Mutter zu sehen oder gar als Persönlichkeitsstörung. Diese ganze Diskussion dient nur der Verdeutlichung und dazu, eine Situation abzusichern und zu stützen, die die Frauen zumindest partiell und mit zunehmender Tendenz gerne verändern würden - wenn sie sie gleichwohl auch mittragen.

Denn bei dem ganzen System ist ja der Punkt, der es so unauflösbar und tragisch erscheinen läßt, nicht (bzw. nicht nur) in dem konkreten Kind selbst begründet, sondern zum überwiegenden Teil darin, wie das Verhältnis

zum Kind, die damit verbundene Arbeit und Lebensveränderung eingeordnet werden in den eigenen Lebensentwurf. Unsere Generation heute erfährt stärker als je zuvor (von wenigen historischen Situationen abgesehen) die Verunsicherung des traditionellen Geschlechter-Arrangements.

Das ist aber eine sehr zweiseitige Sache. Sie hat die Seite der Chance: auszubrechen; alles anders zu machen; berufliche Karrieremöglichkeiten; single-Dasein, das nicht (bzw. im Vergleich zu früheren Jahrhunderten: wenig) diskriminiert wird; Kinder-Organisation (z.B. Lehrerinnen/Kinderfrauen ...); ansatzweise Verschiebung von Rollenkonzepten (Väter); größeren Zugang zu Männerberufen, politischer Macht etc. (Ich will damit keinesfalls sagen, daß wir das alle erreicht hätten, aber: daß alles diese Möglichkeiten dem Ansatz nach da sind, daß sie überhaupt gedacht werden können - das ist vergleichsweise mehr denn je.)

Das hat übrigens auch zur Folge, daß die Mütter als gesellschaftliche Gruppe sich mehr denn je unterscheiden voneinander in dem, wie ihre gesellschaftliche Position aussieht, was die organisatorische Form ihres Lebensentwurfs ausmacht, und auch: in welchem Verhältnis - bzw.: in welchem Grad von Teilhabe - sie zur eher patriarchalischen, berufsbezogenen, mit gesellschaftlicher Macht ausgestatteten äußeren Realität stehen.

Die Kehr-Seite dieser historischen Chance ist natürlich die enorme Verunsicherung, die durch die Konfrontation mit so vielen Möglichkeiten entsteht. Und, das gehört dazu, daß wir natürlich nur in Grenzen in der Lage sind, die gesellschaftlichen Orientierungen, mit denen wir aufgewachsen sind und die uns unsere Mütter und der überwiegende Teil der Umwelt ja schließlich ziemlich unverändert vorleben, wirklich über Bord zu werfen und ganz etwas anderes zu beginnen (das war die Illusion der Frauenbewegung - wie es die Illusion jeder politischen sozialen Bewegung ist - und war als Utopie auch nicht falsch, aber so schnell geht das ja leider alles nicht). Das betrifft z.B. sehr stark das Verhältnis zu Männern. Die uns vertraute gesellschaftliche Form des Mutter-Daseins hat ja nicht nur die Seite, daß Frauen von Männern unterdrückt werden, ihnen unterstellt und nachgeordnet

sind. Denn die gesellschaftliche Ausgrenzung von Müttern (tendenziell: allen Frauen) hat zur Folge, daß der Mann außer als Unterdrücker auch als Bindeglied funktioniert, das die Teilhabe an der gesellschaftlichen Macht sichern soll und den Kontakt zur äußeren Realität herstellt und aufrecht erhält.

Die Verbindung zum Mann als Objekt mit dieser 'Aufgabe' stellt die Liebe her. Durch die Liebe will sich die Frau zu einem Teil des Objekts machen, das im Besitz der gesellschaftlichen Macht ist, um auf diesem Wege auch zur Teilhabe an dessen Macht zu gelangen. Da dieses Vorhaben aber notwendig scheitert, bleibt die Liebe allein übrig, bzw. das Geliebt-Werden-Wollen, was zu einer existenziell empfundenen Notwendigkeit wird.

So ein tiefsitzendes System kann man natürlich nicht so einfach verlassen. Durch die Chance, das Leben anders zu organisieren, als es früher denkbar war, entsteht also zum einen ein (gesellschaftlicher und innerer) Druck, diese vielen Möglichkeiten nun auch wahrzunehmen - gleichzeitig bleibt der Umweg über die Männer verstellt (was seinerseits die Chance und die Einsamkeit gleichermaßen erhöht), und die innere Organisation von Liebe und Distanz, Freiheit und Unfreiheit etc. kommt völlig durcheinander.

Ein dritter Aspekt ist, daß sich trotz der objektiv gestiegenen Chancen für die Frauen, sich gesellschaftlich zu definieren, die gesellschaftliche Organisation der Arbeit im Kern ja keineswegs geändert hat. Als gesellschaftliche Normalität im Arbeitsprozeß gilt der männliche Lebensentwurf, das bedeutet kontinuierliche Berufsbiographie, Achtstundentag etc. Frauen und Kinder treten als vervollständigende Elemente dazu - zum Reproduktionsbereich (dem 'häuslichen', d.h. aber: dem Rest der Welt) gibt es keinen kontinuierlichen Bezug, oder er fehlt sogar ganz.

Weibliche Lebensentwürfe haben immer einen kontinuierlichen Bezug zum Reproduktionsbereich, und tendenziell diskontinuierliche Berufsbiographien.

So lange sich daran nichts ändert, ist es natürlich nahezu unmöglich, die historische Chanceder Verunsicherung in größerem Umfange produktiv zu nutzen. So lange wird das Hauptproblem für alle Frauen und Kinder - und damit

in der Konsequenz für alle Menschen - in der Verteilung von Verantwortung und Wertschätzung der Arbeit und ihren verschiedenen Erscheinungsformen liegen bleiben.

Für das Kind ist die zuallererst erlebte Macht die höchst ambivalente Macht der Mutter, der Beherrscherin aller Empfindungen.

"Ich meine, infolge der Feindseligkeit, die wegen der eigenen Ohnmacht auf die Mutter projiziert wird, hinterläßt auch die zärtlichste und beste Mutter im Unbewußten des Kindes ein erschreckendes Bild.+) Dieses mit dem ganzen symbolischen Spektrum der bösen Macht ausgestafferte Bild schließt übrigens auch die Existenz einer schützenden Imago der Allmacht (die Hexe und die Fee) nicht aus; je nach den Umständen der Entwicklung des Subjektes und den realen Zügen des Objektes gewinnt die eine die Oberhand über die andere.

Aber aufgrund der primären Ohnmacht des Kindes, der intrinsischen Merkmale seiner psycho-physiologischen Situation und der unvermeidlichen Erziehungsschwierigkeiten kann die Imago der guten allmächtigen Mutter die der erschreckenden Omnipotenz der bösen Mutter nie vollständig verdecken." (2)

Ich möchte übrigens darauf aufmerksam machen, daß der hier verwendete Begriff 'Imago' oder 'Bild' eine vorgestellte, also eine 'einge-bild-ete' Figur bezeichnet und nicht identisch ist mit der realen Mutter. Der Begriff betont, daß es sich bei dieser Wahrnehmung um das Erleben des Kleinkindes handelt.

Eine öffentliche Diskussion in den Medien oder in der Psycho-Literatur sollte eigentlich nicht einfach so auf dieser Ebene stehen bleiben und sie als tatsächliche, dem erwachsenen Erleben entsprechende Ebene behandeln. (Diese Bemerkung gilt natürlich entsprechend auch für die Tendenzen innerhalb der Frauenbewegung, auf demselben Wege die quasi animalische, ur-naturhaft dominierende Bedeutung der Mütter nachzuweisen.)

Die Erfahrung der Macht, die in dem obenstehenden Zitat angesprochen ist, bezieht sich auf den gesamten Bereich von Zuwendung und Versorgung.

In unserer Kultur wird aber die Oralität sehr überbetont,

und auch damit wieder die alleinige Zuständigkeit der Mutter. Und diese Überbetonung verlängern die Mütter selbst: das wird z.B. ganz sinnfällig am Umgang mit den Nuckelflaschen. Erst durch die Entwicklung von Plastik-Fläschchen war diese exzessive Benutzung, wie sie heute normal ist, überhaupt möglich und erscheint jetzt als natürliches Bedürfnis der Kinder.

In unserer Kultur sagt man: das Kind ist ein triebhaftes Wesen, und kann sich darunter nur vorstellen: alle seine Wünsche richten sich auf Schlafen, Essen, Schlafen, Essen. Andere triebhafte Bedürfnisse scheint es nicht zu geben.

"Eine von der Außenwelt nicht rezipierte und nicht verstandene spezifische Unlust des Kindes lenkt seine Wahrnehmungsfähigkeiten vermutlich auf jene Ziele, die ihm als erreichbare angeboten werden. Das Kind verhält sich mimetisch zu unserer Kultur bevor es überhaupt ein 'Nein' oder 'Ja' zu denken wagt. Das Gewicht der 'oralen Phase' wird so vielleicht bestimmt durch das Leiden am ungestillten Verlangen nach Berührung, Bewegung, Wärme, den sinnlichen Sensationen von Auge, Nase, Ohr und Haut, der Erfahrung des 'Sich-Fühlens'. Solche, in unserer Wahrnehmung verstellten Erlebnisqualitäten könnten auf frühe Entwicklungen eines autonomen Körper-Ichs hinweisen, auch wenn sie auf emotional verfügbare Bezugspersonen angewiesen sind. Warum müssen Trennungen als Destruktion des narzißtischen Ichs verstanden werden (Ferenczi) und nicht als Glück?

Gegen den Primat der 'Verschmelzung', dem grenzenlosen Hunger oder der Unbefriedigbarkeit kindlicher Bedürfnisse erinnert L. Irigaray an andere Dimensionen der Erotik, die in unserer Kultur durch den Vorrang der Sexualität weitgehend verdrängt - so die Zärtlichkeit - oder die noch nicht gedacht oder geahnt werden: 'Den Akzent auf die Oralität als erstem erotischen Stadium legen, - ohne die Erotik des Atmens und der Zirkulation einzubeziehen - arbeitet mit an der Realität (und den Bildern) einer verschlingenden Kultur. An einer Kultur, die sich auf der Ebene der Nahrungsaufnahme definiert, die dabei vergißt, warum sie ißt, die polarisiert ist in einer Art Unersättlichkeit - womit der andere automatisch zum Objekt wird, das ich nehmen, essen, verschlingen, zerstören, zerstückeln muß.' 23)" (3)

Auch dieser Gedanke arbeitet gegen die Annahme der alleinigen oder quasi Allein-Verantwortung der Mütter am emotionalen Schicksal der Kinder. Eine emotional und erotisch verarmte Gesellschaft stopft alle ihre unbefriedigten Wünsche in eine Beziehung, deren Beteiligte, gebeutelt von dem Übermaß an Bedeutung und gleichzeitigem Mangel an Befriedigung auf der Strecke bleiben.

Die Totalität der Verantwortung ist beängstigend, und die Einsamkeit, in der sich das Verhältnis abspielt. (In Klammern: Ich meine hier die durchschnittliche Lebenssituation hierzulande: also, Kleinfamilie, alleinerziehend oder Wohngemeinschaft mit eindeutiger Zuständigkeit bei der Mutter. Wohngemeinschaftsverhältnisse, in denen mehrere Erwachsene sich tatsächlich verantwortlich kümmern, oder Beziehungssituationen, die durch einen hohen Grad von Aufteilung/Abwechslung geprägt sind, mögen auch die Aufteilung der emotionalen Verantwortung zulassen.)

Gerade diese Einsamkeit macht den Umgang mit den aggressiven Anteilen dieser widersprüchlichen Beziehung so schwierig. Viele Mütter erzählen, daß sie in der Konfrontation mit dem eigenen Säugling oder Kleinkind erstmals verstehen konnten, daß jemand sein Kind ermorden könne, und die kleinen aggressiven Attacken, das etwas zu feste Zupacken, die heftig zurückgerissene Hand sind allemal ein Aufblitzen davon.

Den meisten Müttern sind diese Aggressionen ein Stück weit auch als solche bewußt (auch wenn es eigentlich verboten/tabuisiert ist, solche starken Aggressionen gegen das eigene Kind zu haben, und obwohl es natürlich verboten/tabuisiert ist, ihnen nachzugeben), d.h. aber: sie empfinden als Aggression gegen ihr Kind, was eigentlich dem Wesen nach Aggressionen gegen ihre eigene Situation sind. Oder, noch einen Schritt weiter: ihre Auflehnung richtet sich gegen die Natur als solche, d.h. gegen das Gebär-Schicksal, den Gebär-Zwang, obgleich sie auf die soziale Situation bezogen ist.

Das wäre übrigens wieder ein Punkt in dem Verständnis davon, wieso diese Aggressionen häufig so überfallartig stark in einem aufsteigen, so daß wir selber Angst vor ihnen bekommen, Angst vor der Gewalt, die dahinter zu spüren ist. Das Kind ist ja vergleichsweise schwach und ausgeliefert - seine Gegnerschaft würde diese Heftigkeit nicht erklären. Das Kind selbst hat ja allenfalls die

Macht, die Mütter zur Raserei zu bringen, ihr die Zeit zu stehlen, sie konfus zu machen. Die eigentliche Verfügung über die Beziehung aber hat die Mutter ((das wäre übrigens ein weiterer Punkt, der die Mutter-Kind-Beziehung zur außergewöhnlichen macht: es ist der Möglichkeit nach ein despotisches Verhältnis)) - das Kind hat nur so viel/die Macht, die die Mutter ihm läßt oder überträgt.

Wenn wir versuchen, für uns diese Beziehung zu klären, stellt sie sich also mit Sicherheit anders dar, als wir sie leben.

Die meisten Mütter führen ja mehr oder weniger heftige Auseinandersetzungen mit ihren Kindern, in sich selbst hineinverlagert als Selbstgespräch und Hader, vermischt mit Schuldgefühlen etc., oder auch als reale Auseinandersetzung: solange Kinder kleiner sind, überwiegend als Auflehnung und als inneren Kampf gegen die plötzlich aufwallenden aggressiven Impulse; wenn sie größer werden, auch als Kampf. Und dabei geht es immer um sie (die Mütter) selbst, d.h. es geht letztlich immer um die Grenzen zwischen sich und dem Kind, um den eigenen Raum, die eigene Akzeptanz, die Anerkennung, die sie selber finden. Ob das im Streit um Ungehorsam ist oder um sonst irgendein "Fehlverhalten" des Kindes, ob das der Kampf um die eigene Zeit ist (also: ungestörte Zeit für sich selbst, zum Zeitunglesen, Kaffeetrinken, Telefonieren, Mittagsschlaf), Unordnung oder sonstwas - der Kern der Auseinandersetzung sind die Grenzen des eigenen Lebensbereichs - und da ist das Kind der falsche Gegner. Was das Kind direkt angeht, ist es zuallererst ein Definitionsproblem. Je klarer die Grenzen und Bedürfnisse definiert sind, desto weniger Konflikte entstehen daraus gegenüber dem Kind - was ja nicht heißt, daß die Grenzen starr eingehalten werden müssen. Wenn sie aber bewußt (und freiwillig) verlassen oder verändert werden, ist das psychisch gesehen ein anderer Vorgang, als im unabgegrenzten /undefinierten Raum zu agieren.

Und es ist natürlich ein Problem der objektiv vorhandenen Zeit. Wenn ich Kinder habe, werde ich immer weniger Zeit für mich haben als ohne, das ist und bleibt ein Widerspruch (für mindestens 15 Jahre, und das ist ja ein sehr großer Teil des Lebens), und da wird es auch nie eine harmonische Auflösung geben. Ich kann mir jedenfalls

nicht vorstellen, wie anders als durch 'Vergessen', Verdrängen, Zurückstellen, Abwerten der eigenen Bedürfnisse. Ein Kompromiß zwischen den eigenen Bedürfnissen und denen des Kindes ist jedenfalls immer widersprüchlich.

Wenn es wirklich Mütter gibt, die niemals solche Aggressionen empfinden (was ich bezweifle), dann deshalb, weil sie sich arrangieren, d.h. auch: akzeptieren, wogegen sich die allermeisten Frauen an irgendeiner Ecke auflehnen: die Unterwerfung und Selbstaufgabe und Übernahme der Alleinverantwortung. Daß Kinderkriegen eine weitreichende existentielle Entscheidung ist, ist uns abstrakt zwar bewußt, der Prozeß der Erkenntnis, des Begreifens, wie weitreichend sie ist, wie tief sie die Frauen berührt, dauert aber lange, Jahre lang. Der Wunsch nach einer eigenständigen Identität als eigenständige Person, möglichst noch mit einer positiven Identität als berufstätige, erfolgreiche Frau, und der Wunsch nach einem Leben mit Kindern schließen sich in unserer Gesellschaft eben tendenziell aus (grundsätzlich nur, solange der typische männliche Lebensentwurf mit der ausschließlichen, durchgängigen beruflichen Orientierung das allgemeine Leitbild ist; der Sache nach: doch auch, zeitweise, und in Grenzen).

Was unsere Kultur den Frauen an Unterstützung zukommen läßt, ist allenfalls Schonung und ein Sitzplatz in der Straßenbahn, nicht aber das selbstverständliche Recht auf Wünsche, Tätigkeiten, Impulse, die von denen des Kindes abweichen, denen vielleicht sogar extrem entgegengesetzt sind, daß es also nicht nur ein forderndes, Ansprüche stellendes und ein reagierendes, gebendes Element in dieser Beziehung gibt, sondern zwei, die beide fordern, Bedingungen stellen und den Anspruch, gut zu leben.

Anmerkungen

- (1) Marilyn French, Frauen. Roman Reinbek 1978, S. 65
 - (2) Janine Chasseguet-Smirgel, Die weiblichen Schuldgefühle, in: dies., Psychoanalyse der weiblichen Sexualität, Frankfurt 1974, S. 159
- +) Nachdem das Kind aufgrund der Versagungen das primärnarzißtische Stadium überwunden hat

(3) Mechthild Rumpf, Gute Mutter - böse Mutter, in: FrauenMacht, Konkursbuch 12, Tübingen 1984, 23) Luce Irigaray, Römische Thesen, in: alternative, 145/146, Okt./Dez. 1982, S. 174. Zu den Texten von Irigaray soll eine Warnung ausgesprochen werden: 'Der Wert eines Gedankens mißt sich an seiner Distanz von der Kontinuität des Bekannten.' (Adorno)

Über die Frankfurter Frauenschule

DER VEREIN

Aus den Erfahrungen und Ideen der Frauenbewegung ist der Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für Frauen SFBF e.V. entstanden. Seit 1979 werden hier Konzepte für eine spezielle Frauenbildungsarbeit erprobt und weiterentwickelt.

Der Verein SFBF gehört keiner staatlichen, konfessionellen oder parteipolitischen Institution an und ist nicht verbandsmäßig organisiert.

DIE FRANKFURTER FRAUENSCHULE

1982 entstand die Frankfurter Frauenschule und ist seitdem zu einem zentralen Ort von Weiterbildung und frauenpolitischen Diskussionen geworden, der stetig zunehmendes Interesse findet.

Als einziges autonomes Frauen-Bildungsprojekt in Frankfurt geht die Frankfurter Frauenschule mit ihrem Angebot in spezifischer Weise von dem gesellschaftlichen Alltag, der Geschichte, den Interessen und Bedürfnissen von Frauen aus:

Der aus der gesellschaftlichen Erfahrung resultierende Wunsch nach Veränderung, nach selbstbewußten weiblichen Lebensentwürfen und -perspektiven ist der zentrale Ausgangspunkt der Frauen-Bildungsarbeit; die Aneignung von Wissen ist immer verbunden mit der Thematisierung weiblicher Lebenswelten.

Die halbjährlichen Programme umfassen Kurse, Arbeits- und Gesprächsgruppen, die

- ihr Thema aus spezifischen Lebenssituationen beziehen (Gruppen für Mütter, Alleinerziehende, ältere Frauen u.a.),
- Sach- und Informationswissen vermitteln, z.B. in den Bereichen Geschichte, Literatur u.a.,
- die gesellschaftliche Situation von Frauen in ihren verschiedenen Aspekten thematisieren und Alternativen diskutieren,
- kreative Bedürfnisse aufgreifen,
- der Aufarbeitung persönlicher Probleme und Erfahrungen dienen (Selbsterfahrungs- und Gesprächsgruppen),
- sich mit aktuellen gesellschaftspolitischen Fragen beschäftigen (z.B. Energie, Umweltprobleme u.a.).

Außerdem gibt es regelmäßige Vortragsreihen, in denen sachkompetente Frauen ihr Wissen in konzentrierter Form vermitteln; Informations-Reihen mit unterschiedlichem Schwerpunkt (z.B. Sucht-Problematik) und frauenpolitische Diskussionen, sowie Angebote für Kinder und kulturelle Aktivitäten (z.B. spezielle Museums-Führungen u.ä.). Aus den Veranstaltungen der Frauenschule entstehen auch bisweilen Arbeitsgruppen oder soziale Zusammenhänge, die noch über längere Zeit eigenständig weiterarbeiten.

Außer den halbjährlichen Programmen wird jährlich eine Sommerwoche mit täglichen Einzelveranstaltungen (Podiumsdiskussionen, Streitgesprächen, Vorträgen) durchgeführt, sowie eine Reihe von Lesungen, den 'literarischen Frauentreffen' während der Buchmesse.

Frauen-Bildungsarbeit wird erst langsam als selbständiger Bereich der Erwachsenenbildung akzeptiert, als Arbeitsgebiet mit einer eigenständigen Qualität und spezifischen Bedingungen. Es gibt hierfür auch bislang keine eigenständigen Qualifikationsmöglichkeiten. Die Aufarbeitung der Erfahrungen aus Kursen und Veranstaltungen, die konzeptionelle Weiterentwicklung des Angebots und die Fort- und Weiterbildung der Mitarbeiterinnen nehmen daher in der Arbeit der Frauenschule einen beträchtlichen Raum ein.

In die Kurse und Veranstaltungen der FRANKFURTER FRAUENSCHULE kommen jährlich hunderte von Frauen unterschiedlichsten Alters, mit vielschichtigen Problem- und Interessenlagen, Frauen mit sehr verschiedenem Bildungsniveau und sozialer Lebenssituation.

Das Mitarbeiterinnen-Team besteht aus jeweils 25-30 Kursfrauen und 4 Projekt-Mitarbeiterinnen.

DIE FRAUENETAGE

Die Kurs- und Arbeitsräume der Frankfurter Frauenschule befinden sich in der Hamburger Allee 45, in der Frauen-Etage.

Hier sind auf über 500m² auch das Vereinscafe (mit Kinderspielzimmer, auch für die Kinderbetreuung während der Vormittagskurse) und eine (noch kleine) Präsenzbibliothek untergebracht.

Weiterhin beherbergt die Etage die Redaktion der lokalen Frankfurter Frauenzeitung 'Frauenblatt' und das Projekt 'Frauenbetriebe'.

Die Arbeitsräume in der Frauenetage werden darüber hinaus von vielen Frauengruppen regelmäßig genutzt und sind ein Treffpunkt unterschiedlichster Frauenaktivitäten geworden. Seit 1986 finden in der Frauenetage auch regelmäßig Ausstellungen, vorrangig von Frankfurter Künstlerinnen, statt - die entsprechenden Termine werden über die Tagespresse annonciert.

Die Frauen-Etage hat somit für den Frankfurter Raum auch die Bedeutung eines Bildungs- und Kulturzentrums bekommen.

Vielfältigkeit, Widersprüchlichkeit und Lebendigkeit von Auseinandersetzung, für die das Angebot der Frauenschule steht, können sich hier auch über unseren Rahmen hinaus verbreitern: die Etage ist ein Ort, an dem sich die verschiedensten Frauen-Aktivitäten sammeln, Räume von diversen Gruppen genutzt werden, Informationen zusammenlaufen - und darüber neue Initiativen entstehen und bestehende sich konsolidieren. Ein Raum öffentlichen Nachdenkens und ein öffentlicher Raum der

Auseinandersetzung, Arbeit und Kommunikation.

FINANZEN

Bildungsarbeit ist kein Geschäft - sie könnte nur bei unbezahlbar hohen Teilnahmegebühren kostendeckend arbeiten. Angebote, die eine breite Öffentlichkeit ansprechen wollen, bleiben daher immer auf öffentliche Zuschüsse angewiesen.

Die FRANKFURTER FRAUENSCHULE wurde in den vergangenen Jahren vom Land Hessen mit ca. 40% der laufenden Kosten bezuschußt.

Die Kursgebühren decken die übrigen Kosten nur zu einem kleinen Teil - Zuschüsse anderer öffentlicher Träger und Institutionen wären dringend erforderlich.

FÖRDERKREIS

Aufgrund der ungenügenden Finanzierung und auch, weil die Abhängigkeit von öffentlichen Mitteln durchaus nicht unproblematisch ist, bleiben private Spenden eine wichtige Unterstützung - Spenden, die die Arbeit und öffentliche Bedeutung der Frauenschule anerkennen und erhalten helfen. Wir freuen uns über jedes Mitglied in unserem Förderkreis und über jede einzelne Spende.

Frankfurt a.M.
im Februar 1987

Über die Autorinnen

Christel Eckart

geb. 1945, Sozialwissenschaftlerin, Mitarbeiterin am Institut für Sozialforschung, Forschungen zur Frauenarbeit und Frauenbiographien.

Dörthe Jung

Jahrgang 49, Diplomsoziologin (u.a. Mitarbeit in einem Projekt 'Frauen in Männerberufe'), Mitbegründerin und langjährige Mitarbeiterin in einem Frankfurter Frauenzentrum, 1979 Mitbegründerin des Vereins SFBF/Frankfurter Frauenschule, dort seit etlichen Jahren vollauf beschäftigt

Barbara Rendtorff

Jahrgang 51, Sozialwissenschaftlerin (Dipl.so., Dr. phil.) und Lehrerin Sek. II, 2 Kinder, hat nach etlichen Jahren Frauenbewegung 1979 den Verein SFBF mitgegründet und die Frauenschule mitaufgebaut.

Ulrike Schmauch

geb. 1949 in Peine, studierte Psychoanalyse, Heilpädagogik und Sozialwissenschaften in Frankfurt, mehrere Jahre in pädagogischer Praxis, Beratung und Fortbildung tätig, derzeit vorwiegend in psychoanalytischer und feministischer Forschung und Lehre. Veröffentlichungen zu Themen der frühen Kindheit, der Weiblichkeit und des Geschlechtsverhältnisses.

Ulrike Teubner

Dr. phil., Studium der Fächer Politikwissenschaft, Germanistik und Soziologie, seit Jahren in Frauenbewegung und -forschung engagiert, Mitbegründerin verschiedener Projekte, arbeitet z.Zt. im Feministischen Interdisziplinären Forschungsinstitut an einer Untersuchung mit dem Titel " Frauenwerkstatt Technologie " . Arbeitsschwerpunkt Gewalt gegen Frauen, Theorien geschlechtlicher Arbeitsteilung, Wissenschaftstheorie.